



Wir kommentieren

ein ökumenisches Foyer in Rom: Brief eines schweizerischen evangelischen Konzilsreporters an seine Mutter über die Damen von Bethanien an der Piazza Navona.

nochmals Rwanda: Zur Diskussion über das Land im Herzen Afrikas – Wir stecken zurück, aber wir geben nicht auf – Ein geläutertes Wort zum Rwandaproblem: Zwei extreme Ansichten – Geteilte Verantwortlichkeiten – Forderungen für die Flüchtlinge – Das Problem Kirche und Staat: Die erste Periode: Weitblickende Missionare – Die zweite Periode: Fragen an die Mission von heute – Die Forderung geistiger Unabhängigkeit.

die Schließung von Kirchen in Rußland: Ein Brief – Die offizielle Antwort – Der Kommentator.

Askese

Der Gehorsam im Leben des Paters Teilhard de Chardin: 1. Vorzeichen der Krise: Teilhard als Lehrer – als Berater – Seine pädagogische Schwäche – Nachwehen der Modernistenkrise – 2. Die erste Phase eines Mißverständnisses: Die Verbannung – Zwei Arten von Oben – 3. Tiefere Sicht des Konfliktes: Um die Aufgabe eines wissenschaftlich tätigen Priesters – Teilhards Zweifel an den herrschenden Methoden der Theologen – Das Gespräch mit den Heiden – 4. Der Höhepunkt der Prüfung: Die Politik der Klugheit – Eine Versuchung, die Teilhard nie hatte – 5. Gehorsam in innerer Freiheit.

Dokument

Das Programm eines «Bischofs der Kirche»: Botschaft von Dom Helder Camara aus Anlaß

seiner Einsetzung als Erzbischof von Olinda und Recife in Brasilien am Sonntag des Guten Hirten 1964.

Ex Urbe et Orbe

Aufwärtsentwicklung der Christen im Staat Israel: 1. Tendenzen gegenüber den Christen auf seiten der Juden – Angleichungstendenzen auf seiten der Christen: G. Hakim in der Arbeitergewerkschaft – Sonntagsmessen am Sabbath – die Messe auf Hebräisch – 2. Bautätigkeit der Christen – 3. Mgr. Hakim, die starke Persönlichkeit und Mgr. Hanna Kaldany, ein «eingeborener» Würdenträger – 4. Die christlichen Schulen in Israel – Ist in Israel ein «christliches Judentum» möglich? – 5. Zahlen.

Bücher

Zur pastoralen Psychologie

KOMMENTARE

Rom, die verdichtete Welt

Wie jedes Jahr, besuchen auch diesen Sommer nicht wenige Katholiken und Evangelische die Ewige Stadt. Nicht viele von ihnen wissen etwas von dem Foyer Unitas, einem ökumenischen Zentrum ganz eigener Art, das von den «Damen von Bethanien» eines katholischen Laieninstitutes – es ist von Holland ausgegangen – betreut wird. Vielleicht werden manche unserer Leser durch den hier wiedergegebenen Brief eines protestantischen Konzilsberichterstatters, Dr. Alfred Labhart – er ist Schaffhauser – ange-regt, auch diese unerwartete Seite Roms sich anzusehen. D. R.

Meine liebe Mutter,

Rom, im Frühjahr 1964

die Angst von der überwältigenden Fülle der Kulturdenkmäler halte Dich, so schreibst Du, immer noch von einer Romreise ab, umso mehr, als Du voraussehest, daß ich Dich nicht auf Schritt und Tritt begleiten kann.

Der Verzicht auf unser regelmäßiges Beisammensein erscheint mir nicht als stichhaltiges Bedenken – im Gegenteil setzt eine gedeihliche Romerfahrung ausgerechnet ein Abstandnehmen vom gewohnten «Zentrum» – also auch von der Familie – voraus. Nur so sind wir vorurteilslos genug, um von der Anschauung her zu wachsen.

Allerdings seufzen selbst gelehrte Romfahrer von jeher, ein Menschenleben genüge für die Ergründung der «Ewigen Stadt» nicht (denk' nur an Gregorovius!). Der Psychologe C. G. Jung soll sogar in Ohnmacht gefallen sein, als er sich

die Fahrkarte nach der «Urbs» hat kaufen wollen. Du, meine liebe Mutter, sollst Dir wegen mangelnder Gelehrsamkeit – die ich übrigens als stolzer Sohn bei Dir kaum je zu beobachten glaubte – keine Sorgen machen. Jeder erlebt in Rom die Verlegenheit, die ihn zur Beschränkung und Entsagung zwingt. Da meldet sich das dringliche Bedürfnis, anstatt uferlos zu sammeln, Ausschau zu halten nach einer Mitte, von der aus sich die Vielfalt einheitlich ordnen läßt und sich auszurichten auf gültige Achsen. Da wird Dir Dein ausgeprägter Sinn für Ordnung, den Du uns – nicht immer mit Erfolg – zu Hause hast beibringen wollen, sehr zustatten kommen.

Raffe Dich daher bitte auf! Ich erwarte Dich. Unmittelbar nach Deiner Ankunft sollst Du Dich an einem Glas Frascati-Wein und an «Spaghetti all'Arcivescovo» erlaben. Dann werde ich mir einen kleinen Scherz mit Dir erlauben. Ich führe Dich auf einen der schönsten Plätze Roms – zunächst sollst Du eine Binde vor den Augen tragen, die ich Dir dann plötzlich abnehme, damit Dein Staunen umso mächtiger wird. Dann überlasse ich Dich für eine Weile Dir selber. Du hast es schon erraten: das imponierende Oval der «Piazza Navona» soll auf Dich einwirken! Du wirst ein Wunder erleben: nicht die Vielfalt der Stile, die an diesem «Concerto Romano» beteiligt sind, beunruhigt Dich, sondern die großartige Einheit des Ganzen nimmt Dich gefangen. Die Ausdrucksformen der Rivalen der Barockarchitektur, Bernini und Borromini, dienen gleichermaßen dem harmonischen Gefüge wie die schlicht gezeichnete

Frührenaissance-Fassade der einstigen spanischen Nationalkirche. Die konkave Frontseite der manieristisch-barocken Kirche «Sant'Agnese in Agone» nimmt in der Mitte einer Längsseite des Platzes wie eine Nische die Wogen auf und beruhigt sie.

Ihr gegenüber rauscht gewaltig der «Vierströmebrunnen», der als optisch-akustisches Ausrufezeichen den Platz dirigiert. Er faßt das «spectaculum» zusammen. Seine granitene Achse, der Obelisk, geht an der Basis in Travertin über, aus dem Allegorien der vier Erdteile gebildet sind. Die Materie scheint von oben nach unten hin weicher zu werden, bis sie – als Wasser – sich in zahllosen einfallsreich strömenden Formen und Klängen der runden Grundschale schenkt: dasselbe Element in mannigfaltigen Aussageweisen, je nachdem, wie sie der Zusammenhang fordert.

Der Travertinblock zwischen Obelisk und Brunnenbecken ist tunnelartig durchbrochen, je leicht schräg zur Längs- und zur Querachse des Platzes. Diese Durchbrüche verhindern, daß der Brunnen die «Piazza Navona» häuft und in ihrer Wirkung schmälert. Sie verbürgen, daß wir nie das Ganze aus den Augen verlieren, sondern zur Perspektive weitergeleitet werden.

Blickst Du, meine liebe Mutter, durch einen dieser Kanäle, so begegnest Du vielleicht den Augen eines Gegenübers, das von seinem Standpunkt aus das Erlebnis mit Dir teilt. Dann schaut ihr beide empor entlang der ehrwürdigen Granitnadel, die unabänderlich Form und Richtung bewahrt. An der Spitze trifft ihr auf ein Zeichen: auf eine Taube mit dem Ölweig – auf das Wappen der Papstfamilie Pamphilj, deren Kunstverständnis wir die «Piazza Navona» verdanken. Dieses Zeichen birgt aber – das ist entscheidend auch für den in römischer Heraldik wenig Bewanderten, einen höhern, einheitlichen, erhabenen Sinn in sich.

Diese Achse weist also nach oben. Sie ist die einigende Mitte der Welt der «Piazza Navona»: während des Weihnachtsmarktes und der «Walpurgisnacht» des «Befana», während der sengenden Glut der Tage und der von Brunnen gekühlten Nächte um «Ferragosto».

Später begibst Du Dich über die einladend breit zum Platz hinflutende Treppe nach «Sant'Agnese», um ihr Inneres zu betrachten. Eben wird eine Messe zelebriert. Auch Du bist andächtig gestimmt, doch sind Dir die «heiligen Zeichen» der katholischen Liturgie fremd. Du möchtest den Zugang zu ihrer Bedeutung finden; noch fehlt Dir ein «Dolmetscher».

Da helfen Dir die «Damen von Bethanien» weiter, die das «Foyer Unitas» betreuen, das Du beim Verlassen der Kirche durch eine Türe linkerhand erreichst. Sie bemühen sich, Nichtkatholiken ihren Romaufenthalt zu bereichern. Zunächst magst Du vermuten, Dich mit Beraterinnen eines Reisebüros zu unterhalten; denn das «aggiornamento» ihrer Auskünfte läßt nichts zu wünschen übrig. Wenn sie Dir ihre Gästewohnung hoch oben im Palazzo Pamphilj – über den Dächern und Kuppeln Roms – zeigen, verwandeln sie sich für Dich scheinbar in «Hoteleiterinnen». Bald aber entdeckst Du mehr und mehr die lebendige Wirklichkeit ihres Anliegens: die «union avant l'unité», wie sich der Patriarch von Konstantinopel, Athenagoras, auszudrücken pflegt. Führungen, Hinweise auf Bücher, Vorträge und liturgische Feiern beleben das Rom-Gespräch zwischen den katholischen Gastgeberinnen und ihren Gästen, die je von ihrem Standort aus, entsprechend ihrer Glaubensüberzeugung, einen Beitrag leisten zum «ökumenischen Rom-Erlebnis». Das Gespräch geht zwanglos aus von Beobachtungen jedes einzelnen in der «Ewigen Stadt». Es führt weiter zu Fragen, Klärung von Mißverständnissen und zum Austausch. Rom enthüllt sich so nach und nach als verdichtete Welt, allem voran als verdichtete Geschichte des Christentums, dessen Kontinuität und Universalität hier zur Anschauung wird. Im «Foyer Unitas» wirst Du erleben, daß es in der Dir jetzt verwirrend erscheinenden Vielfalt Roms eine für alle ge-

meinsame Mitte gibt: Christus! Er spricht aus den Katakomben zu uns wie in der Peterskirche, deren Kuppel wie eine himmlische Krone von der «Unitas» aus sichtbar ist.

Dein Sohn

Nochmals Rwanda

Der von der «Orientierung» am 15. Mai veröffentlichte Artikel über Rwanda hat eine nicht geringe Erregung zur Folge gehabt, nicht so sehr bei unseren deutschsprachigen Lesern als vielmehr in der Westschweiz. Auch Mgr. André Perraudin sandte uns ein Telegramm mit folgendem Wortlaut: «Proteste avec extrême indignation contre article anonyme sur le Rwanda publié dans votre revue du quinze mai 1964. Cet article est un tissu de mensonges, de faussetés et d'interprétations tendancieuses et malhonnêtes. – Monseigneur Perraudin, Archevêque, Rwanda.» (Der Text dieses Telegramms wurde durch die Kipa auch in der Schweizerpresse verbreitet.)

Wie aus verschiedenen Zuschriften und Stellungnahmen zu entnehmen ist, scheint diese überaus heftige Reaktion zunächst einmal daraufhin zurückzuführen zu sein, daß der Eindruck entstand, unsere Informationsquelle sei eine raffinierte und kommunistisch infizierte Tutsigruppe, welche die geplante Schweizer Entwicklungshilfe für Rwanda zu sabotieren suche. Wir möchten demgegenüber betonen, daß wir mit keiner solchen Gruppe in Verbindung stehen und unseren Bericht nicht Nachrichten aus solchen Kreisen entnommen haben. Wir bedauern es sehr, wenn manche durch den Beitrag zur Ansicht gelangt sind, wir selbst hätten die Schweizer Hilfe verhindern wollen, indem wir solche Stimmen im redaktionellen Vorwort nannten.

In Wirklichkeit ging es uns vielmehr um das uralte Problem der Beziehung von Kirche und Staat. Wir gaben der Ansicht Raum, daß es in Rwanda keine allseits glückliche Lösung gefunden habe, und wollten auf eine Schwäche hinweisen, die menschlich – zumal in so verwickelter Situation – verständlich ist, sich aber noch beheben läßt, wenn man sie ernst nimmt. Darum schien es uns auch gerechtfertigt zu sein, auf die Rolle jener kirchlichen Persönlichkeit hinzuweisen, «die im Drama eine Schlüsselstellung einnimmt», und deren Kritik eine zweite Ursache der heftigen Reaktion gewesen sein dürfte.

Unser Bericht stützte sich auf Material, das von Missionaren gesammelt wurde, die jahrelang in Rwanda und den angrenzenden, vom Flüchtlingsstrom erfaßten Gebieten tätig gewesen sind. Es scheint, daß auch unseren Gewährleuten, die gewiß eine bestimmte Richtung vertreten, Irrtümer unterlaufen sind. Mgr. André Perraudin hat zum Beispiel ausgesetzt, daß niemals im bischöflichen Palais politische Versammlungen stattgefunden haben. Ebenso schreibt man uns, daß Präsident Kayibanda, der ein wirklich aufrechter Katholik sei, die Leitung der Legio Mariä mit dem Antritt seines hohen Amtes niedergelegt habe. Wir geben den Richtigstellungen gern Raum. Vielleicht ist es im gegenwärtigen Augenblick, da die Gemüter noch sehr erregt sind, kaum möglich, von einer der beiden Seiten einen allseits ausgewogenen Bericht zu erhalten.

Einen einzigen Bericht haben wir gefunden, der einerseits die Problematik Rwandas ohne Übertreibung sieht und unter ihr leidet, andererseits offensichtlich bemüht ist, beiden Seiten nach Möglichkeit gerecht zu werden. Er erschien im Maiheft der Pariser Zeitschrift Etudes und stammt aus der Feder eines Weißen Vaters, Dominique Nothomb, der in der Diözese Mgr. Perraudins lebt. Wir bringen ihn nachstehend in deutscher Übersetzung umso lieber, als wir dadurch auch die phantastische und völlig abwegige These sensationslustiger Schreiber widerlegen möchten, die aus der ganzen Diskussion eine Rivalität verschiedener Orden herauslesen wollen. Es mag Ordensrivalitäten gegeben haben und vereinzelt heute noch geben. An dieser Stelle ist sie ins Reich der Fabeln zu verweisen.

Die Redaktion

Ist Rwanda ein christliches Land?

In Rwanda haben die Rassenkämpfe um die Jahreswende einen (an sich) löblichen und tatkräftigen Versuch, die nationale Einheit zu erreichen, in Frage gestellt. Sie werden ohne Zweifel in dem noch jungen Land, das den Ruf hat, katholisch zu sein, tiefe Narben zurücklassen. Die Heftigkeit und Maßlosigkeit der Kämpfe sind in jeder Hinsicht sehr ernste Symptome.

Wir wollen es uns ersparen, die Ereignisse im einzelnen hier wiederzugeben. Viele Zeitungen und Zeitschriften haben von ihnen berichtet. Wir fühlen uns verpflichtet, einmal mehr darauf hinzuweisen, daß die meisten Reportagen, Erklärungen oder Kommentare es an der notwendigen Di-

stanz oder Perspektive fehlen lassen. Eine einseitige Darstellung ist tendenziös und darum falsch, selbst wenn jeder Satz für sich allein wahr ist. Die ganze Wahrheit verlangt, daß man darauf verzichtet, eine These zu verteidigen, und daß man die Ereignisse in ihren historischen und psychologischen Zusammenhang stellt. Enttäuschen wird das nur jene, die sich geirrt haben.

Es gab sogenannte «Giganten der Mission», die erwarteten, im Zentrum Afrikas erstehe ein christliches Königreich. Das umso mehr, nachdem Mwami Mutara III. Rudahigwa 1947 das Land Christus, dem König geweiht hatte. Rwanda wurde ebenso wie seine beiden Nachbarn, Uganda und Burundi, als Land der Christenheit, als eine Art «christliche Festung im Herzen Afrikas» angesehen.

Ganz unerwartet für die einen, von den andern aber vorausgesehen, zerstörten die jäh aufbrechenden Ereignisse seit 1959, insbesondere aber die Wirren um die Wende 1963 auf 1964 dieses idyllische Land. Sie verwandelten es in ein Kampffeld um die Macht, auf dem in sehr ungleicher Folge Perioden blutiger Ausschreitungen mit solchen friedlicher Euphorie, Zeiten grausamer Guerillakämpfe mit Zeiten des Wohlergehens unter dem Banner von «Freiheit, Zusammenarbeit und Fortschritt» sich ablösten. So geschah es, daß in den Augen der einen das Land in «Feuer und Blut getaucht» war, den andern aber siegreich und friedlich aus langem Alpdruck zu erwachen schien. Für jene brach eine glorreiche Vergangenheit zusammen, für diese wurde ein neues Volk am Ende einer schmerzlichen, aber schließlich glücklichen Schwangerschaft geboren. Die eine Seite schrieb die Erfolge der Sieger der Furcht und der Diktatur zu, die andere der Entschlossenheit, Rechtschaffenheit und dem Eifer der Führer und ihrer Verehrer. Wie dem auch sein mag, beide Seiten beschuldigten die Gegner übler Absichten, die mit dem Geist des Christentums, dem sie die Taufe hätte verpflichten müssen, nicht zu vereinen waren. Dabei ist es merkwürdig und bezeichnend, daß man dahinter das kaum verhüllte Gespenst des Kommunismus zu entdecken glaubte! Beide Seiten waren davon überzeugt, daß, wenn die Gegenpartei sich durchsetzen sollte, eine Zeit religiöser Verfolgung heraufziehen werde; ja man sah sie schon am Werk und man bekämpfte sie energisch oder ertrug sie mit dem Mut des Martyriums.

Jedenfalls war man entsetzt. Ja man nahm sogar Ärgernis. Woran eigentlich? Daß Christen Menschen und Sünder waren. Daß sie stehlen, rauben, sich bekämpfen, sich töten. Daß sie Reflexen des Mißtrauens, der Rache und des Grolls, ja des Hasses unterliegen. Daß sie ihren Taufgelübden untreu werden, vielleicht ohne sich dessen so recht bewußt zu werden.

Ist es denn wirklich so verwunderlich und eine so große Seltenheit, daß Menschen, selbst aufrichtige Christen, eine gerechte Sache zu verteidigen glauben, obwohl sie dabei die Moral übertreten? Muß man, um einem solchen Phänomen zu begegnen, in ein Land gehen, in dem das Christentum eben erst vor einem halben Jahrhundert Fuß gefaßt hat?

Das Wenigste, das man zu unserem Thema sagen kann, ist, daß die Verantwortlichkeiten geteilt waren. Einem der beiden Lager – der *Hutu*-Regierung Kayibandas, dessen religiöse Überzeugungen bekannt sind, oder den gegnerischen *Tutsi* – alles Unrecht aufzuladen, ist ungerecht und irreführend. Es stimmt, daß die unmittelbar Schuldigen jene «Terroristen» waren, die in mehr oder weniger organisierten Banden von Burundi, vom Kongo und von Uganda her in Rwanda einfielen und, wo sie durchzogen, den Krieg entfachten. Man muß nur die «Zehn Gebote» der *Ingangururugo* (einer Art Elitekommandos) gelesen haben, um mit Schrecken die haßerfüllte Gewalt ihrer revolutionären Ziele mit Händen greifen zu können. Es wäre aber un- wahr, wollte man alle *Tutsi*-Flüchtlinge als *Inyenzi* (wörtlich: Motten; so nannte man die Terroristen unter den *Tutsi*, weil sie ohne vorherige Warnung eindringen und sich einschleichen) bezeichnen. Man muß sogar sagen, daß die friedlichen

Leute unter den Flüchtlingen zahlreich und vielleicht in der Mehrzahl sind.

Andererseits darf man nicht übersehen, daß sich diese Exilierten in einer jämmerlichen Lage befinden, daß sie aus ihrem Land vertrieben wurden oder aus Angst geflohen waren und daß man ohne Zweifel nicht alles getan hat, was man konnte, um ihr Los zu erleichtern. Viele Nuancierungen wären hier erforderlich, denn es ist billig zu sagen, sie hätten sich ja nicht helfen lassen. Genauer müßten wir sagen: sie wurden fast überall von skrupellosen Politikern bearbeitet, die ein wachsendes Ressentiment in ihnen nährten, um (von vornherein aussichtslose) Versuche, das Land zurückzuerobern, in Gang zu bringen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß dieser Kranz verbitterter und ausgehungert Menschen, der ein mit Heimweh begehrtes Rwanda umgibt, eine permanente und ernsthafte Bedrohung der jungen Republik bedeutet. Man begreift durchaus, daß wiederholte Angriffe, (selbst wenn sie vergeblich sind) innerhalb der Grenzen Unruhen und panischen Schrecken hervorrufen. Und bekanntlich sind solche Gemütszustände keine Atmosphäre, in der eine Politik der Toleranz und des Vertrauens gedeihen kann.

Trotzdem ist es nicht weniger wahr, daß gegen zahlreiche *Tutsi*, die im Land geblieben waren, Verbrechen begangen wurden. Die Bevölkerung war erregt, durch das Unrecht gereizt, aber sie war die Mehrheit und hatte die Macht. Schlimmer noch: offensichtliches Unrecht wurde von offiziellen Personen verübt, die eine anerkannte Autoritätsstellung einnahmen. Die Zahl der Unschuldigen, die diese Rechnung bezahlen mußten, geht – auch wenn man gewiß nicht aufbauschen soll – in die Tausende! Man darf aber die Verantwortlichkeit für diese Schandtaten nicht ohne weiteres der Regierung als «Genocid» anlasten, selbst wenn der eine oder andere ihrer Vertreter eines Tages für schuldig befunden wird, zum Mord aufgefordert und willkürliche Hinrichtungen vollstreckt zu haben. Man kann auch von den Bischöfen nicht verlangen, daß sie legitime Institutionen oder ein vom Volk gewünschtes politisches Regime verurteilen oder gegen es öffentlich Anklage erheben, solange es sich möglicherweise um die Umtriebe einzelner handelt, oder solange die strafbaren Handlungen nicht genau bekannt und nur schwer überprüfbar sind.¹

Eigentlich müssen also übereilten Reaktionen, die man nachträglich nur zu leicht hart verurteilt, deren Tragweite aber im Augenblick, da sie ausgelöst oder beschlossen wurden, nur schwer ermessen werden konnten – ohne daß wir sie im übrigen entschuldigen wollen –, doch sehr mildernde Umstände zuerkannt werden. Es ist darum wohl besser, für die inzwischen hinreichend deutlich herausgestellten Schäden nach möglichen Heilmitteln zu suchen. So gesehen bedeutet die bloße Tatsache von 150 000 Flüchtlingen, die das Land ihrer Väter, ihre fünf-hundert Jahre alte Heimat im Kreis umlagern, einen Skandal, an dem man sich immer stoßen wird. Man sieht nicht, wie die Rwandesische Republik eine solide und dauerhafte Sicherheit erlangen kann, solange die Repatriierungen der Vertriebenen, die eine solche verlangen, nicht praktisch

¹ Unseres Wissens gibt es aus der Zeit der jüngsten Wirren vier Hirtenbriefe in Rwanda. Der erste ist ein kurzer, bewegter Aufruf zum Frieden von Mgr. Perraudin, dem Erzbischof von Kabgayi. Er wurde an Weihnachten in den Kirchen der Erzdiözese verlesen. Einen wahrhaft pastoralen und väterlichen Hirtenbrief veröffentlichte sodann Mgr. Bigirumwami, der Bischof von Nyundo am 29. Dezember. Ohne Urteil über die Ereignisse zeigt er die christliche Haltung im Leiden auf. Am 1. Januar 1964 verurteilte streng aber ruhig ein von allen vier Landesbischöfen gezeichneter Hirtenbrief alles begangene Unrecht, von welcher Seite es auch kam. Manche haben diesem Brief eine gewisse Zaghaftigkeit gegenüber Fehlritten der Regierung Kayibandas vorgeworfen. Uns scheint jedoch, daß in maßvollen Ausdrücken die Zivilbehörden sehr klare moralische Richtlinien erhielten. Endlich ist noch ein sehr langer Hirtenbrief von Mgr. Gahamanyi, dem Bischof von Butarre, zu nennen. Er ist nicht datiert, wurde aber in seiner Diözese im Februar verlesen. Er verurteilt, ebenso entschieden wie konkret, alle Rechts- und Friedensbrüche des Landes.

und moralisch wirklich möglich gemacht wird. Ein bewaffneter Konflikt kann dazu nicht beitragen. Nur Verhandlungen und beidseitige Kompromisse werden die Voraussetzungen schaffen, die zu einer Befriedung des ganzen Rwanda führen können, das heißt des Rwanda, in dem die drei traditionellen Rassen in allen ihren Rechten anerkannt sein werden.²

Hinsichtlich der religiösen Seite der Rassengegensätze könnte der Fall Rwanda mancherlei Illustrationsmaterial von allgemeinerer Tragweite zu dem – vor allem in Missionsländern – niemals ganz gelösten Problem von Kirche und Staat beisteuern. Die Theorie ist hier ja einfach. Ihre Anwendung stößt aber auf so viele Klippen, daß man sich fragt, wie man alle vermeiden kann.

Die Geschichte der sechzig Jahre Katholizismus in Rwanda zeigt die Tendenz der kirchlichen Autoritäten, die Notwendigkeit eines wirksamen Zusammengehens mit den weltlichen Machthabern stärker zu betonen als die Unterscheidung der beiden Gewalten. Zur Zeit der belgischen Schutzherrschaft und unter dem dynastischen Regime haben die offiziellen Repräsentanten der katholischen Kirche, entsprechend gewissen, bewußt und mit Entschiedenheit gewählten Prinzipien, große Anstrengungen unternommen, um sich die Sympathie und die wirksame Hilfe der bestehenden Macht zu erwerben und ihr den unschätzbaren Dienst ihrer moralischen Unterstützung zu leisten. Solange die Mehrzahl der Häuptlinge und der König Musinga der Missionstätigkeit passiven Widerstand entgegenstellten, waren die sichtbaren Früchte des Apostolates äußerst gering. Als aber im Jahre 1925–1930 die Mauer einstürzte, als die Mehrheit der «Großen» (alles *Tutsi*) sich beherzt für die Taufe (und ... den Fortschritt, denn diese beiden gingen zusammen) entschied, als bald darauf der neue König, Mutara Rudahigwa, eine Haltung einnahm, die ehrlich und offen den Katholizismus begünstigte, den er selbst mit dem Eifer eines Neubekehrten annahm, da durchzog das ganze Volk eine unwiderstehliche Bewegung zur Kirche hin. Nicht daß das königliche Beispiel das Hauptmotiv dieses plötzlichen und wahrhaft eindrucksvollen Aufschwungs des Katholizismus gewesen wäre, es beseitigte viel eher das Hindernis, welches das Aufblühen einer seit langem in Gang befindlichen, aber verhaltenen und gleichsam gelähmten Bewegung hemmte.

Tatsächlich traf die von den Missionären verkündigte Frohe Botschaft auf ein Volk, dessen traditioneller Humanismus und dessen von den Vorfahren überkommene Weisheit eine sehr günstige Voraussetzung für die Gnade des Glaubens darstellten. So war zum Beispiel die Gottesidee von einer Reinheit und einem Inhalts- und Ausdrucksreichtum, wie man sie selten antrifft; auch stand sie dauernd wach im Bewußtsein. Die Ehe- und Familienbräuche waren weniger angekränkt, als bei den meisten andern heidnischen Völkern. Das Ansehen, das dem Wort zukam (und die Einheit der Sprache auf dem ganzen Gebiet Rwandas), die Ehrungen, mit denen man die Fruchtbarkeit, die Vaterschaft und Mutterschaft umgab, das Bild, das man sich vom sittlichen Ideal machte, die Fähigkeit, sich im gegenwärtigen Augenblick innerlich ganz zu sammeln und den menschlichen Regungen sich zutiefst bewußt zu werden, das Vertrauen auf die Vorsehung, der Glaube an eine unsichtbare Welt, das ausgeprägte Wissen um die Verpflichtung der Treue gegenüber den Erfordernissen der Solidarität – all das, harmonisch vereint in eine konkrete Lebenssynthese, öffnete der geoffenbarten Botschaft die Herzen. Gewiß, all die eben aufgezählten Werte waren, wie bei jeder menschlichen Kultur, nicht von jeder Fäulnis frei, trotzdem fehlte es ihnen weder an Größe noch Adel, und sie bildeten, kurz gesagt, einen höchst beachtenswerten Humanismus. Beachtet man andererseits den apostolischen Weitblick der ersten Bischöfe, die Missionsmethoden, die sie vorschrieben, die Kühnheit einzelner ihrer

² Die Bahutu und die Batutsi, von denen beiden hier die Rede ist, und die sehr wenig zahlreichen Batwa pygmoider Rasse.

Schritte, dann begreift man, daß die Evangelisation mit Gottes Hilfe einen reellen Erfolg aufweisen mußte.

Es bedurfte trotzdem eines gewissen Mutes, einer Religion anzuhängen, auf die man an höchster Stelle verächtlich herabsah. Das alles änderte sich, wie wir gesagt haben, als der Mwami (König) als erster die Taufe begehrte und sein Reich dem Christ-König weihte. Von da ab gingen die Arbeiter des Evangeliums und die Baumeister der nationalen Größe Hand in Hand voran, mit großen Schritten, auf gemeinsamem Weg. Und wenn sich Stimmen gegen das, was in den geltenden Einrichtungen mit der christlichen Moral sich schlecht vertrug, erhoben, dann war das wie ein gedämpfter Unterton.

Plötzlich aber ertönte ein öffentlicher Protest. Er kam von einem mutigen Bischof und erlangte in den politischen Wirren, die folgten, ein so großes Gewicht, daß man ihm, allzu vereinfachend, die Erfolge und die Exzesse einer radikalen und jähren Revolution zuschrieb. Immerhin kann man sich fragen, ob die Sache des neuen, diesmal republikanischen Volksstaates nicht auch zu sehr, gewollt oder ungewollt, einer Kirche verbunden war, welche die Verteidigung des Volkes übernommen hatte. Oder ist es nicht eher umgekehrt? Hat nicht die Kirche – vielleicht ohne es zu wollen – ihr Ansehen für eine im Grund berechnete Bewegung eingesetzt mit dem Risiko, damit die unvermeidlichen Abirrungen jeder massiven Volksbewegung scheinbar zu billigen? So formuliert ist die Frage schlecht gestellt und kann nur in eine Sackgasse führen. Denn was heißt hier «die Kirche»? Die Bischöfe? Die Priester und Nonnen? Das christliche Volk? Oder die Politiker, die ohne Scheu ihren katholischen Glauben bekennen und ihm ihr Programm angleichen wollen?

Verallgemeinerungen sind Unwahrheiten; sie verbreiten sich am schnellsten und werden am leichtesten geglaubt. Sagen wir nicht: «die Kirche» hat für die Republik Kayibandas Partei ergriffen. Gebrauchen wir lieber Wendungen wie diese: die katholische Hierarchie hat die Legitimität dieser Regierung anerkannt und ihr gegenüber ihre Loyalität bekundet. Man kann Gesten und Worte anführen, die von beiden Seiten einen Willen zu gesunder Autonomie in den eigenen Bereichen anzeigen. Das muß aber keinen Christen und keinen Priester hindern, seine privaten Ansichten über die Institutionen, die Parteien, die Entscheidungen und das Tun der zivilen Autoritäten zu haben. Warum klagt man die Kirche an, in feindliche Lager geteilt zu sein, weil die Kleriker, gleich viel auf welcher Stufe der Hierarchie, nicht die gleichen Sympathien oder Antipathien gegenüber der Regierung oder ihren Repräsentanten hegen? Warum verlangt man, daß alle einstimmig die persönlichen Gefühle und Ansichten eines einzelnen Prälaten teilen, dessen Autorität gar nicht in Frage steht?

Es ist immer schwierig, vielleicht aber im heutigen Afrika noch schwieriger als anderswo, die rein religiöse Funktion der priesterlichen Lehrtätigkeit von den persönlichen und irdischen Optionen der Kirchenmänner und der Gläubigen zu trennen. Der Afrikaner ist in seinen tiefsten Entscheidungen und seinen affektiven Bindungen gern «totalitär»! Die Familien-, Clan-, Rassensolidarität beeinflußt stark die individuellen Haltungen. Jeder reiht sich spontan oder wird auch wider Willen in die Gruppe jener eingereiht, der er durch eine Nebensächlichkeit angehört. Man nimmt an, daß er alle ihre Positionen teilt. Man ist auf der ganzen Linie für oder gegen. Die Verschiedenheit wandelt sich rasch in Gegensatz und Sympathie in vollständige Gefolgschaft.

Man ersieht daraus, welche Schwierigkeiten der notwendige Prozeß der «Entklerikalisierung» des Weltlichen und Politischen und der «Entpolitisierung» der priesterlichen Funktionen zu überwinden hat. Trotzdem ist es dringlicher denn je, daß der Klerus seine geistige Unabhängigkeit gegenüber allem politischen Entgegenkommen, selbst gegenüber einem Regime, dessen Führer katholisch sind, gewinnt und ohne alle

Zwielichtigkeit den rein religiösen Charakter seiner Absichten betont! Das hindert nicht, daß er den christlichen Laien die grundlegenden Moralprinzipien des Evangeliums beibringt, die alle Bereiche des menschlichen Lebens durchdringen müssen. Umgekehrt müssen die weltlichen Autoritäten lernen, die karitative, priesterliche oder christliche Tätigkeit zugunsten der Unglücklichen, die russische oder andere Bindungen zu einer feindlichen Opposition bewahren, nicht als einen Angriff auf die Staatssicherheit zu betrachten.

Die Versuchung ist groß, in Rwanda wie in allen neuen Staaten das moralische Prestige und die geistige Überlegenheit der Priester und Ordensleute auszunützen, um eine irdische Politik, die deren (vielleicht noch so berechnete) Sympathie genießt, zum Ziele zu führen. Es bleibt das trotzdem eine Versuchung. Man soll im Zentrum Afrikas nicht erneut sich auf Abenteuer einlassen, die der Kirche in zahllosen Ländern bereits so viel Schaden gebracht haben. Die Kirche, die nirgends hier auf Erden eine menschlich triumphierende sein darf, soll dort unten nicht versuchen, als solche zu erscheinen!

Ist Rwanda ein christliches Land? Falsche Frage. Es gibt Christen in Rwanda und ihrer sind viele. Und wie überall auf der Welt, es gibt unter ihnen Heilige und Sünder, Wankelmütige und Treue, konsequent Gläubige und reine Formalisten. Ein Drittel der Einwohner bekennt sich als Taufbewerber oder als Getaufte zur katholischen Kirche. Zwei von drei Rwandesen sind also noch Heiden. Es ist richtig, daß die intellektuelle und soziale Elite zum Christentum übergetreten ist. Aber die ersten Taufen gehen auf 1903 zurück, und die Menschennatur bleibt der Sünde unterworfen. Wenn 1964 die eifrigen Christen auf Irrwege geraten, müssen wir unter dieser Tatsache leiden als wäre es unser persönliches Versagen. Das umso mehr, als der Rassenhaß der christlichen Liebe direkt widerspricht. Trotzdem dürfen wir dem Wirken Gottes nicht vorgreifen und daraus den Schluß ziehen: «eine große missionarische Hoffnung sei nun dahin». *Dominique Nothomb*

Die rechtliche Grundlage für die Schließung von Kirchen in der Sowjetunion

In der populär-wissenschaftlichen Zeitschrift «Nauka i religija» (Wissenschaft und Religion) Nr. 6, Moskau 1964, dem Organ des sowjetischen Atheisten-Verbandes, wurde ein Leserbrief beantwortet, der sich mit der Schließung von Kirchen auf dem Gebiet der UdSSR befaßt.

Der Leserbrief lautet:

Verehrte Redaktion!

Man fragt mich als Propagandisten sehr oft: Haben die örtlichen Behörden (Dorfsowjet, Kreissowjet und Stadtsowjet), das Recht, durch ihre Beschlüsse ein Gebetshaus zu schließen? Ich fand in der atheistischen Literatur auf diese Frage keine einschlägige Antwort.

M. Karpuschin
Bezirk von Ternopol

Die Redaktion von «Nauka i religija» antwortet:

Die sowjetische Gesetzgebung setzt eine bestimmte Ordnung für die Entscheidung von Fragen fest, welche mit der Schließung von Kultgebäuden zusammenhängen. Dies ist auch nicht zufällig, stellt es doch eines der grundlegendsten Prinzipien der Gewissensfreiheit dar, welches in unserem Lande verkündet und durchgeführt wird. Es ist das Recht der Gläubigen auf die freie Ausübung des religiösen Kultes. Und damit dieses Recht durchführbar ist, erhalten die Gläubigen von den Organen der Staatsgewalt Gebetshäuser und Kultgegenstände zur unentgeltlichen Benützung. Indem sie orthodoxe Kirchen, Moscheen, katholische Kirchen, Synagogen, lutherische Kirchen usw. zu ihrer Verfügung haben, können die Gläubigen aller Glaubensbekenntnisse, nicht nur dem Worte nach, sondern in der Tat das ihnen zustehende Recht ausüben: die religiösen Riten frei zu vollziehen.

Deshalb könnte ein hastiger und unbegründeter Beschluß über die Schließung einer Kirche als eine Verletzung der durch die Verfassung der UdSSR gewährleisteten Gewissensfreiheit erscheinen. Damit dies nicht geschieht, existiert auch eine besondere Durchführungsbestimmung für die Schließung von Kultgebäuden.

Unter welchen Bedingungen wird die Schließung einer orthodoxen Kirche, einer katholischen Kirche, einer Moschee usw. gestattet?

Als erstes kann dies dann geschehen, wenn keine genügende Anzahl von Gläubigen besteht, welche ihre Kirche zu erhalten und zu unterhalten wünschen. Mit andern Worten, wenn eine religiöse Gemeinschaft aufgehört hat, als Ganzes zu existieren und im Zusammenhang damit von der Registrierung durch die Behörden gestrichen wurde. Eine religiöse Vereinigung kann auch aus andern Gründen von der Registrierung gestrichen und die Kultgebäude geschlossen werden, nämlich für die Verletzung der sowjetischen Kultusgesetzgebung; für die Nichtbeachtung der Vertragsbedingung, unter welcher das Kirchengebäude den Gläubigen übergeben wurde; für die Weigerung, die Bestimmungen der staatlichen Organe auszuführen.

Zweitens: Ein Kultgebäude kann geschlossen werden, wenn es auf Grund der Umgestaltung einer Ortschaft oder infolge Baufälligkeit des Gebäudes dem Abbruch unterliegt. Und drittens, wenn die Notwendigkeit entsteht, das Kultgebäude für staatliche oder öffentliche Bedürfnisse zu übergeben. Wenn das Kultgebäude auf Grund von Ursachen liquidiert wird, die nicht von der religiösen Gemeinschaft abhängen, so können die Gläubigen, welche eine religiöse Gemeinschaft bilden, ein anderes Gebäude erhalten oder sich das Recht, welches ihnen nach dem Gesetz zusteht, zunütze machen, einen beliebig anderen Raum zu pachten, welcher den bautechnischen und gesundheitlichen Vorschriften entspricht. Dieses Gebäude kann ihnen von Privatpersonen oder den Exekutivkomitees des Rayon- oder des Stadtsowjets der Arbeiterdeputierten überlassen werden. In Sonderfällen wird auf Bitten der religiösen Gemeinschaft der Bau neuer Kultgebäude durch Kräfte und Mittel der Gläubigen mit Einwilligung des verantwortlichen Rates für die Angelegenheiten der russisch-orthodoxen Kirche beim Ministerrat der UdSSR oder des Rates für die Angelegenheiten der religiösen Kulte beim Ministerrat der UdSSR gestattet.

Wer besitzt das Recht, über die Liquidation eines Kultgebäudes eine Entscheidung zu fällen?

In den durch das Gesetz vorgesehenen Fällen werden Beschlüsse über die Schließung von orthodoxen, altgläubigen und armenisch-gregorianischen Kirchen, katholischen und lutherischen Kirchen, mohammedanischen Moscheen, jüdischen Synagogen, Gebetshäusern der Sekten und buddhistischen Tempeln, die von den betreffenden religiösen Vereinigungen benützt werden, und, ebenso von Kultgebäuden aller Bekenntnisse, deren Gebäulichkeiten durch die Gläubigen gepachtet sind, nur vom Ministerrat einer autonomen Republik, durch die Exekutivkomitees der Gebiets-, Bezirks- und Stadtsowjets (Moskau und Leningrad) der Arbeiterdeputierten in Übereinstimmung mit dem Rat für die Angelegenheiten der russisch-orthodoxen Kirche oder für die Angelegenheiten der religiösen Kulte gefaßt.

Die örtlichen Staatsorgane können nur bei den festgesetzten höheren Exekutivkomitees der Sowjets der Arbeiterdeputierten ein Gesuch über die Schließung dieses oder jenes Kultgebäudes einreichen, sofern sie dafür einen, dem Gesetze entsprechend gerechtfertigten Grund haben.

Und nur dann, wenn ein Beschluß vorliegt, welcher in der durch das Gesetz festgelegten Ordnung gefaßt wurde, kann das Exekutivkomitee eines Bezirks- oder Stadtsowjets der Arbeiterdeputierten im Beisein eines Vertreters der Finanzabteilung und anderer interessierter Behörden sowie eines Vertreters der betreffenden religiösen Vereinigung zur Schließung des Kultgebäudes schreiten.

Die tatsächliche Handhabung dieses Gesetzes

Die erste Frage, die sich erhebt, dürfte sich mit der Aktualität der Kirchenschließungen in der Sowjetunion befassen. Wenn man sich die Ausführungsbestimmungen für die Liquidierung einer Kirche ansieht, so könnte man glauben, es handle sich hier um eine langwierige und selten geübte Prozedur. Dem widerspricht die Tatsache, daß in den Jahren 1959–1961 rund 5000 Gotteshäuser ihrem Zwecke entfremdet wurden. Ende 1961 konnte man noch mit etwa 22 000 russisch-orthodoxen Kirchen rechnen, deren Zahl aber in der Zwischenzeit unter 15 000 abgesunken ist, wobei noch beachtet werden muß, daß der Begriff «Kirche» hier praktisch jeden Raum umfaßt,

der Kultzwecken dient. Daß offizielle Stellen noch immer von rund 20 000 geöffneten Kultgebäuden sprechen und sich diese Ziffer durch kirchliche Kreise bestätigen lassen, ändert an den tatsächlichen Gegebenheiten absolut nichts. Das prozentual am stärksten von der Kirchenschließung betroffene Gebiet ist die Westukraine, wo bis zu Beginn des Zweiten Weltkrieges unter polnischer Oberhoheit das kirchliche Leben blühte.

Der Deckmantel des Gesetzes ändert nichts an der Willkür bei der Schließung von Kultgebäuden. Der (atheistische) Staat, dessen Regierung ja ganz offen die Ausmerzungen der Religion betreibt, hat alle Machtmittel in der Hand, umso mehr, als sowohl Kultgegenstände als auch Gebäulichkeiten staatlicher Besitz sind. Überbesteuerung und hohe Mieten verunmöglichen den Gläubigen nur zu oft, ihre Kirchengebäude zu unterhalten, womit die Handhabe zur Liquidation bereits gegeben ist. Handelt es sich um einen Wallfahrtsort, wo genügend Geld eingeht, so lassen sich beliebig andere Gründe finden! Das blühende Kiever Höhlenkloster mußte wegen Einsturzgefahr geschlossen werden. Beim Kloster von Potschaev verbot man erst den Mönchen, Novizen aufzunehmen, dann durften sie an den Gebäuden notwendige Reparaturen nicht mehr ausführen, womit innert kürzester Zeit alle erforderlichen Bedingungen für eine Schließung geschaffen waren.

Verletzungen der Bestimmungen des Kulturministeriums sind für die religiösen Gemeinschaften, sofern sie den Verpflichtungen ihres Glaubens nachkommen wollen – ansonsten sie sich ja selbst aufheben würden – beinahe unumgänglich. Die

Taufe wird in der atheistischen Propaganda immer wieder als gesundheitsschädlich dargestellt. Stirbt ein Kind nach einer Taufe, so muß der Priester damit rechnen, als Mörder verurteilt zu werden. Was liegt näher, als entsprechende «Mordstätten» zu schließen. Für jedes kleinste Vergehen gegen die religiöse Gesetzgebung bietet sich die Schließung des Kultgebäudes als dankbare Sanktion an.

Schlimmstenfalls kann man immer noch auf staatliche oder öffentliche Bedürfnisse zurückgreifen. Unter diesem Titel wurde die Nikolaj-Kathedrale von Novgorod geschlossen. Sie wurde «ob ihres unschätzbaren kulturellen Wertes der Nutzung einer kleinen Gruppe entzogen, um dieses historische Denkmal als Museum allen Bürgern des Sowjetstaates zugänglich zu machen».

Was ändert es an den Tatsachen, daß die örtlichen Behörden nur mit Genehmigung einer vorgesetzten Behörde Kultgebäude schließen können? Die zuständigen Sowjets werden höchstens jene Kirchengebäude von einer Liquidation bewahren, die als Aushängeschilder für die angebliche Gewissensfreiheit in der UdSSR bei ausländischen Touristen dienen können. Die Einstellung, welche im Ministerium für die Angelegenheiten der russisch-orthodoxen Kirche herrscht, zeigt der Ausspruch des derzeitigen Ministers Kurojedov sehr deutlich. Dieser erklärte dem Patriarchen, er wolle – außer in amtlicher Eigenschaft – mit dem Patriarchat nichts zu tun haben. Es braucht wenig Phantasie, um sich vorzustellen, wie die Gesuche der russisch-orthodoxen Kirche bei diesem Ministerium behandelt werden ...

Rob. Hotz

DER GEHORSAM IM LEBEN DES PETERS TEILHARD DE CHARDIN

(In den von der theologischen Fakultät von Lyon-Fourvière im Verlag Aubier veröffentlichten Studien erschien soeben als Band 58 eine überaus reiche Aufsatzsammlung zu Ehren P. Henri de Lubacs unter dem Titel: «Der Mensch vor Gott» – «Perspektiven von heute». Sie gliedert sich in vier Gruppen: Begegnung der Religionen – Gotteserkenntnis – Christusgeheimnis – Methoden und Programme – und schließt mit einer Bibliographie der Veröffentlichungen de Lubacs. Niemand wird es verwundern, hier gleich drei Aufsätze über Teilhard de Chardin zu finden von wahrhaft namhaften Autoren (Bruno de Solages, Gaston Fessard, René d'Quince), durch die sich Philosophie, Theologie und Spiritualität zu einem dreifachen Kranz verweben zur Ehre nicht nur Teilhards, sondern auch seines tiefsten Deuters, de Lubac. Mit der gütigen Erlaubnis von Autor und Verlag geben wir den dritten nachstehend wieder. D.R.)

Wenn ich über die Beziehungen P. Teilhard de Chardins zu den Obern seines Ordens und der Kirche rede, so bin ich mir bewußt, daß ich etwas Schwieriges unternehme, mit zum Teil entmutigendem Tatsachenmaterial, das zudem schon von Legendären überwuchert ist.

Ohne die Geschichte einer Kontroverse vollständig aufzeichnen zu wollen, die ich dank meiner damaligen Stellung (ich war von 1936 an während mehrerer Jahre der Ordensobere P. Teilhards) sehr wohl kenne, möchte ich hier nur zeigen, wie sie entstanden ist, und das innere Verhalten des Paters im Verlaufe einer langen Prüfung beschreiben, die an das Lebendigste seiner persönlichen Berufung rührte.

Vorzeichen der Krise

Die ersten Schwierigkeiten tauchten während der Jahre 1920–1923 auf, in denen er Geologie am Institut Catholique von Paris dozierte. Dieser streng wissenschaftliche Kurs ist meiner Ansicht nach einmalig. Zur gleichen Zeit aber verrichtete der Pater seinen geistigen und geistlichen Dienst vor zwei ganz verschiedenen Auditorien.

Auf der einen Seite bei jungen Laien: Schülern und Altschülern der wissenschaftlichen Hochschulen, die ihn regelmässig bei den Versammlungen der U.S.I.C. hörten. Ihr Leiter war

Pater Puppey-Girard; ferner Schülern des höhern Lehrerseminars, einer Gruppe, die sich um Herrn Portal scharte, dem Initiator des mißglückten ersten Einigungsversuches mit den Anglikanern. Bei diesen eifrigen, arglosen Katholiken, die, wie man damals zu sagen begann, nach Echtheit hungerten, fand er fast ohne Ausnahme warme Anhänglichkeit. Einer seiner ersten Hörer, Marcel Légaut, hat die wohlthuende Atmosphäre dieser Zusammenkünfte geschildert:

«Wir standen in staunender Bewunderung vor einem neuentdeckten Priester, der die religiösen Fragen mit entschiedenem Mut anging, ohne daß man die geringste Unsicherheit des Geistes spürte, nicht die geringste Vernebelung ungelöster Schwierigkeiten der mehr oder weniger dornenvollen Fragen, die nach einer Antwort verlangten. Gewiß, wir waren vollständig überzeugt ... von der Möglichkeit einer solchen geistigen und intellektuellen Ehrlichkeit. Trotz der Sorgfalt Portals bei der Auswahl der intellektuell redlichsten kirchlichen Dozenten hatte unser Spürsinn eine Abweichung jeweils bald bemerkt, wenn der Dozent zum Beispiel durch ein Lächeln oder geistreiches Plaudern einem Einwurf auswich, wenn er persönlich an einer genauen Aufklärung der behandelten Fragen kein Interesse hatte, wenn es ihm mehr ums Eintrichtern als um das Forschen ging und mehr um das Lösen der Schwierigkeiten anderer als der eigenen, indem er sich durch seine apostolischen Betätigungen von diesen ablenken ließ.

Mit P. Teilhard war es gerade umgekehrt. Er selber deckte in uns die Ängstlichkeiten des Schwachgläubigen auf, unsere intellektuelle Feigheit, unsere unbewußte und überaus beharrliche Tendenz nach Sicherheit ...! endlich auch die kindische Seite unseres Glaubens und die zwar getarnte, aber gefährliche Doppelspurigkeit unseres geistlichen Lebens.

Ja, die geistige Einheit erreicht man nicht durch das Aufstellen von Scheidewänden, durch Verschanzungen, durch Zaghaftigkeit und Feigheit, die man als Unterwürfigkeit tarnt. Sie ist der Preis des Mühens um Klarheit, des Mutes, den der Glaube leitet, den die Gnade befruchtet, den die Erfahrung und die Zeit klärt. Der Pater war damals bereits durch den Glauben und die Gnade ... und auch durch Leiden und Ausdauer in diesen Reifeprozess eingetreten. Seine Gegenwart war für uns alle bei unserem Austritt aus der Schule (und für unser ganzes Leben) ein eigentliches Viaticum (Wegspeise).

Ich erinnere mich besonders deutlich an die Exerzitien, welche uns der Pater nach dem Tode von Herrn Portal im Oktober 1926 gab. Die kleine

Gruppe war ihres Hauptes – und ein wenig auch ihres Herzens – beraubt, und äußere Einflüsse und Anreize von allen Seiten zogen sie hierhin und dorthin. Es drohte die Auflösung. Man spürte die ersten Anzeichen von Zwietracht und Spaltung. Für diese Gruppenexerzitien in einer ihrer kritischsten Phasen hatte der Pater das Thema einer seiner Hauptschriften «Le Milieu divin» zur Grundlage genommen. Die Lage änderte sich vollständig. Die Gruppe ging aus dem kleinen Seminar von Gentilly, wo er diese Exerzitien gab, geeint und erneut hervor ... Ich kenne einen Lehranwärter (Normalschüler), er war damals bereits Universitätsprofessor, der in zwei Tagen und zwei Nächten mit eigener Hand das Manuskript abschrieb, das ihm der Pater nur für einige Stunden für einen ganz anderen Zweck geliehen hatte» (Cahiers universitaires catholiques, octobre 1956).

Teilhard wird sich der begeisterten Zuhörerschaft, die ihm da erstand, bewußt, und das bestärkt ihn im Glauben an «sein Evangelium». Die Anziehungskraft der Geologie verblaßt bereits vor der wachsenden Flamme seines apostolischen Eifers.

Auf der anderen Seite besucht der Pater – oder wird vielmehr besucht – von einer bestimmten Gruppe von Seminaristen, Ordensstudenten und Professoren, die bei ihm Rat suchen. «Großes Ansehen auch bei den jungen Klerikern!» bezeugt ihm gerade Claude Cuénot (Pierre Teilhard de Chardin, les grandes étapes de son évolution, Plon, 1958, S. 50, Nr. 1), indem er einen Brief von 1921 zitiert. Teilhard war für sie ein außergewöhnlicher, höchst interessanter Fall. Seine Artikel im «Dictionnaire apologétique de la Foi catholique» (1912), in den «Études» (1921), in der «Revue de Philosophie» (1923) hatten ihn als Evolutionisten enthüllt – und zwar nicht als einen verschämten, wie man sie in den Seminarien dieser Epoche häufig antraf, sondern als einen offenen, um nicht zu sagen triumphierenden Evolutionisten. Sie kannten das Arsenal von Einwänden aus ihren Lehrbüchern und den ständigen Verwarungen der römischen Kongregationen, und so brannte ihnen die eine Frage auf den Lippen: «Wie ziehen sie sich aus der Sache?» Wenn tatsächlich Teilhard sich aus der Sache zog, welch gefundenes Fressen!

An ihrer Stelle hätte ich es genau so gemacht; trotzdem muß ich sagen, daß eine so eng begrenzte Neugier doch keine glückliche Haltung war, um in eine Frage einzudringen, die es verdiente, in sich selbst und ohne polemische Absicht durchdacht zu werden.

Über seine privaten Gespräche besitzen wir keine ernst zu nehmenden Belege. Wir wissen nur, daß Teilhard hart diskutiert wurde, daß er seine erklärten Feinde hatte. «Sie wollen mich hindern, weiterzukommen», vertraute er Abbé Gaudet an, «ich werde es trotzdem tun.» Und wir wissen auch, daß er maßlose Bewunderer gewann, und die sind gefährlicher als alle andern.

Einige öffentliche Vorträge geben genauere Aufschlüsse. Herr Pressoir, der Obere des Seminars des Carmes, der dem jungen Geologen sehr gewogen war, lud ihn ein, seine Schüler über ein Thema zu unterhalten, dessen genaue Formulierung ich nicht kenne, das aber ungefähr «die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Glaube» betraf. Der Vortrag war sorgfältig vorbereitet, und nichts war an ihm auszusetzen. Aber während des Mittagmahles und der Erholungspause, die darauf folgte, glitten die Fragen auf andere Themen ab, und beim Anhören der improvisierten Antworten seines Gastes bedauerte der treffliche Direktor – so sagte man mir –, ihn eingeladen zu haben. Das gleiche Mißgeschick erneuerte sich einige Male.

Eine Schwäche Teilhards

Ich muß hier eine Schwäche Teilhards erwähnen: es fehlte ihm vollständig an pädagogischer Klugheit. Indem er, wie Marcel Légaut sagte, «jede geistige Verfälschung, die geringste Vernebelung nicht aufgelöster Schwierigkeiten» von sich wies, war er überzeugt, daß die Wahrheit jene an den Tag bringt, die mit ihr nicht richtig umgehen. Er behandelte seinen Gesprächspartner nicht nur mit Wohlwollen, er behandelte ihn mit Achtung, verbot sich das Theater «von überlegenem Lächeln und scherz-

haften Ausflüchten!» er legte dem vorgebrachten Einwand immer größtes Gewicht bei und antwortete, ungeachtet aller Risiken, genau so, wie er dachte, in Worten, wie sie ihm gerade auf die Lippen kamen. Ich persönlich war im Verkehr mit ihm von dieser Art bezaubert, aber sie verleitete Teilhard dazu, einem jungen Kleriker, der ihn zu allerletzt verstehen konnte, ebenso zu antworten, wie er einem Mitglied der Päpstlichen Akademie der Wissenschaft geantwortet hätte.

Die Fragen, die an ihn gerichtet wurden – allzu förmliche und allzu schulmäßige Fragen (wie ein Schüler sie eben allein formulieren kann): «Wo lag das irdische Paradies? ... Wie verstehen Sie die Erbsünde?» – waren gerade jene, auf die er sich klugerweise nicht hätte einlassen sollen. Ein weniger Argloser hätte weiter ausgeholt und wäre zunächst auf die Grundgedanken des Problems eingegangen: den Begriff der Naturgeschichte, die eine Kette von Ereignissen darstellt, von denen jedes an ein «Vorher» und ein «Nachher» gebunden ist; dann den Sonderfall des ersten Ereignisses der Menschheitsgeschichte, das – insofern es unsere Geschichte begründet – sicher historisch ist, obwohl es eigentlich kein «innergeschichtliches» Ereignis, kein Glied der Geschichte darstellt, weil es kein vorgängiges Geschehnis gibt, auf das es sich beziehen könnte ... Teilhard vernachlässigte diese Voraussetzungen! er brachte unmittelbar eine Antwort vor, die, um recht verstanden zu werden, eine lange Vertrautheit mit seinen Ideen verlangt hätte.

Schließlich konnte er (wie die meisten von uns auch) im Laufe eines Gesprächs oder eines eilig geschriebenen Briefes schlecht gewählte Formulierungen gebrauchen, die, wörtlich genommen, unhaltbar waren und seine Gedanken falsch wiedergaben. Ein Professor des Institut Catholique, der für den Pater eine hohe Wertschätzung hatte (die ihm übrigens der Pater erwiderte), hat mir erzählt, wie er 1936 Teilhard zum Pariser Diözesanseminar der Diakone, Rue du Regard, begleitete, wo er eine Plauderei über die Uranfänge der Menschheit hielt. Der Vortrag war wieder vortrefflich, aber im Verlaufe der folgenden freien Diskussion kam man wieder auf die Erbsünde, vielleicht in etwas aggressiver Form, so daß der Pater unbedacht einige abrupte Sätze vorbrachte, wie etwa: «Die Erbsünde ... es ist nicht leicht, sie gedanklich zu fassen», oder: «Jeder von uns stellt sie sich vor, so gut er kann» ..., wobei die Lebhaftigkeit der Aussprache sich von einer Erwidderung zur andern gefährlich steigerte. Unter dem Vorwand der vorgerückten Stunde drängte der treue Freund Teilhard sanft zur Tür.

In einer wohlwollenden oder auch bloß gerecht urteilenden Umgebung ist so etwas nicht schlimm. Der ausgearbeitete Text erlaubt ein Urteil über den Grundgedanken, und einige im Feuer einer Diskussion mißglückte Worte ziehen keine Konsequenzen nach sich.

Nachwehen der Modernistenkrise

In einem übelwollenden oder gereizt voreingenommenen Kreis wird die Sache zu einer Katastrophe. Die ungewollte Entgleisung, heißt es da, verrät das im Herzen verborgene, das Verkehrte des Gedankens, das eine meisterhafte und gleisnerisch-rechtgläubige Darlegung gewandt zu verdecken wußte. Wenn diese Andeutungen einmal gefallen sind, wenn die Zuhörerschaft auf der Lauer liegt, bereit, sich auf jede geringste Entgleisung zu stürzen, um ihren Verdacht bestätigt zu finden, dann gibt es keine andere Abhilfe mehr, als Gott um die Gunst zu bitten, die Sprache zu verlieren. Niemand kann dem entgegen, und Teilhard ... homo erat ... zog sich schlecht aus der Affäre.

Bei den Gepflogenheiten jener Zeit (kurz nach der Modernistenkrise lebte die Kirche im Belagerungszustand und der Integralismus trieb sein Unwesen) war es vorauszusehen, daß die Aufzeichnungen der Hörer und sogar «die Ratschläge», die der Pater für einzelne seiner Mitbrüder verfaßte, den Weg nach Rom nahmen. Sie kamen dort an und liefen in den letzten Monaten des Jahres 1924 beim Kardinal Merry del Val zusammen.

Teilhard wurde über nichts Geringers angeklagt als der Leugnung des Dogmas der Erbsünde (Teilhard schrieb von Paris an P. Auguste Valensin am 13. November 1924: «Es passierte mir ... eine kleine Geschichte. Eines meiner Papiere, wo ich drei mögliche Richtungen in der Suche nach einer Darstellung der Erbsünde darlegte, wurde – ich weiß nicht wie – nach Rom gesandt ... Staunen des Revisors ... Ich komme heraus mit dem Stempel eines Häretikers oder eines Scharlatans (,huluberlu'), was Sie lieber wollen.» Dieser Ruf blieb ihm bis zum Tode.

Der Kardinal erließ nach der Aussage Msgr. Baudrillart's, des damaligen Direktors des Institut Catholique, ein strenges Monitum an den General der Gesellschaft Jesu, der bereits durch andere Mitteilungen alarmiert war. Um der Anklage die Spitze abzubrechen, verlangte der hochwürdigste P. Ledochowski von P. Teilhard die Unterzeichnung einer Vorlage, die er mit eigener Hand aufgesetzt hatte und die in den klassischen Ausdrücken das Dogma von der Erbsünde enthielt. Teilhard unterschrieb. Die Korrespondenz von P. Teilhard mit P. Valensin zeigt, daß er nicht die geringste Schwierigkeit hatte, das Dogma zu unterzeichnen, daß er sich aber «das Recht der Forschung» und die Möglichkeit, «Unsicheren und Angefochtenen», die sich häufig an ihn wandten, helfen zu können, unbedingt wahren wollte. Sein Glaube war damit aus der Sache herausgehalten.

Aber es war vorauszusehen, daß der Pater im Pariser Milieu, wo er bereits sehr bekannt und umstritten, um nicht zu sagen belauert war, bald andere Unfälle erleben mußte. Das einzige wirksame Mittel, ihn vor ähnlichen Mißgeschicken zu bewahren, bestand darin, ihn in eine rein-wissenschaftliche Tätigkeit einzuspannen und ihn von Paris wegzubringen. Die französischen Jesuiten hatten Missionen im Fernen Osten: Einer von ihnen, P. Licent, hatte in Tientsin ein naturgeschichtliches Museum gegründet und verlangte einen geeigneten Mitarbeiter. Teilhard hatte bereits 1923 an seiner Seite eine erfolgreiche Expedition in die Gegend der Ordos-Wüste unternommen und zuletzt, anfangs 1924, auch am Saum der Wüste Gobi. Dahin sollte er zurückkehren, und die weite Distanz sollte ihn von seinen Pariser Beziehungen befreien, die entschieden zu gefährlich wurden!

Die erste Phase eines Mißverständnisses

So kam es, daß der Pater sich im April 1926 von neuem nach China einschiffte und so seinen Lehrstuhl am Institut Catholique gegen eine Forschungsmission im Fernen Osten vertauschte. Dieser providentielle Entscheid sollte ihm Gelegenheit geben, an der Entdeckung des Peking-Menschen Anteil zu haben.

Unter dem Anschein der Ungnade – «die ganze Welt wird erfahren, daß ich wegen meiner Ideen fortgeschickt wurde ...» – gab die von den Obern getroffene Maßnahme Teilhard einen Posten, der in mancher Hinsicht beneidenswert war. Er selbst hatte ihn einige Jahre zuvor gewünscht («ich würde diesem Professorenposten», schrieb er am 4. Juli 1920, am Tage seiner Ernennung am Institut Catholique einem Freunde, «natürlich eine Stelle als Forscher in Beirut, Schanghai, Trichinopoli vorziehen, wo es an Personal fehlt»). Aber 1926 gingen seine Wünsche in eine andere Richtung. Paris hatte sich als der für seine Zwecke geeignetste Ort erwiesen, der ihm ebenso notwendig erschien für die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten wie für die Verbreitung seiner persönlichen Botschaft. Eine definitive Entfernung – und um eine solche handelte es sich gerade – schien ihm seinen ganzen «Forschungsplan» zu «zerstören» und beraubte ihn gleichzeitig des für die Aufnahme «seines Evangeliums» geeigneten Auditoriums.

Er schrieb am 10. Januar 1926, am Vorabend seiner Abreise: «Im großen und ganzen war das Trimester gut. Ich konnte viel arbeiten und hatte den Eindruck, daß die Sache ,rentiere', sei es in technischer Hinsicht, sei es

bezüglich des Einflusses auf die Leute. Nie fühlte ich mich so gut am Platze, um in meinem Bereich zu wirken – und man verlangt von mir abzureisen!»

Und seine ersten Briefe aus Tientsin werden einige Monate später sein Leidwesen noch genauer ausdrücken: «Diese wachsende Anhänglichkeit an China ... läßt mich doch die eindeutige Tatsache nicht vergessen, daß meine Wurzeln in Paris stecken. Wenn sie abgeschnitten werden, verliere ich meine beste Kraft» (Brief an P. Valensin vom 31. Dezember 1926). Das vom Gehorsam verlangte Opfer war also hart. Der Pater willigte ein, blutenden Herzens zwar, aber in voller Ergebenheit.

Von seinen Freunden außerhalb des Ordens zog er sich mit einem guten Scherz aus der Sache. Eine Autoreifenmarke bedeckte damals die Mauern von Paris mit ihren Plakaten: «Der Pneu Dunlop saugt das Hindernis auf.» Teilhard erklärte: «Man muß das Hindernis aufsaugen durch den Gehorsam.» Dieser unschuldige Humor verschleierte – schlecht und recht – die Beklemmung eines Gewissenskampfes, bei dem in der Annahme eines bestimmten Verhaltens «die Gewißheit, das wirklich Beste zu tun», ihm keineswegs selbstverständlich beschieden war. Er gestand dem P. Valensin am 19. Juni 1925:

«Ich glaube, Sie haben recht. Die Trennung von meinem Pariser Leben könnte für mich den Zugang zu einem Bereiche bedeuten, in dem mir Gott Dinge, an denen ich übermäßig mit Geist und Herz hänge, zu meinem Segen (für andere) vertauscht. Aber kann ich sicher sein, daß ich nicht desertiere? ... Ja ich glaube, daß ich mit tiefer Freude diesen kleinen Kelch trinken würde, wenn ich nur wenigstens sicher wäre, daß er das Blut Christi enthält!»

In Tat und Wahrheit war dieser Zwischenfall, ohne daß ihm das voll zum Bewußtsein kam, die erste Phase eines Mißverständnisses zwischen dem Pater und seinen Obern, eines Mißverständnisses, das hartnäckig weiterlebte und sich nur immer mehr vertiefte.

Zwei Arten von Obern

Wenn ich von den Obern des Paters spreche, dann vereinfache ich mehr, als ich dürfte. Wenn man die Sache im großen und ganzen nimmt, wurde er von seinen unmittelbaren Obern immer verteidigt oder doch entschuldigt, wenn man nicht alles verteidigen konnte. Diese Obern sahen ihn unmittelbar, wie er lebte, stellten die Ungerechtigkeit mancher gegen ihn erhobenen Anklagen fest und waren sich vor allem der wohlthuenden Auswirkung seines persönlichen Einflusses und seiner Grundidee bewußt.

Die römischen Autoritäten innerhalb und außerhalb des Ordens beurteilten ihn einzig auf Grund schriftlicher Texte (seiner eigenen und vor allem der Berichte, die über ihn einliefen). Sie vermochten sich nur schwer in die Problematik der nichtgläubigen Forscher, an die sich Teilhard wandte, hineinzudenken, und sie machten sich kaum eine Vorstellung von den intellektuellen Vorurteilen jener, die ihn anzeigten. Infolgedessen achteten diese fernstehenden Zensoren vor allem auf das Unfertige seiner Essais, auf die Gefahr irriger Auslegung, auf das Ärgernis, das unvollkommene Formulierungen hervorriefen, besonders aber auf die Eile, mit der Ideen in Umlauf gesetzt wurden, die, wenn sie richtig waren, sich zwar durchsetzen würden, für die aber nach ihrer Ansicht die Zeit noch nicht gekommen war, um sie in der großen Öffentlichkeit zu verbreiten.

Roms Zaudern vertrug sich schlecht mit dem brennenden Eifer Teilhards, dem von gutgläubigen Gesprächspartnern präzise Fragen gestellt wurden und der die Ansicht hegte, daß diese Dinge gerade jetzt gesagt werden mußten.

Mehr noch, die theologischen Ratgeber der römischen Autoritäten unterschätzten sicherlich die theologischen Fähigkeiten ihres Mitbruders. Sie hielten ihn im Bereich der religiösen Denkarbeit für einen anmaßenden Amateur. Am liebsten

hätten sie ihm gegenüber das wiederholt, was mir einmal Kardinal Suhard sagte, als er von einigen Aposteln der Mission von Paris sprach (sie waren damals Arbeiterpriester, und der Kardinal liebte sie mit väterlicher Zuneigung, aber nicht ohne Besorgnis): «Ich sage zu ihnen: „Meiner Kinder, Ihr arbeitet gut; aber sprecht nicht darüber; wenn Ihr darüber redet, werdet Ihr sicher Dummheiten sagen.“»

Tiefere Sicht des Konfliktes

Noch tiefer betrachtet, unterschied sich ihre Auffassung von der Aufgabe eines wissenschaftlich tätigen Priesters radikal von der Idee, die Teilhard sich von seiner eigenen Berufung machte.

Für die römischen Theologen war ein Priester, der sich den Ruf eines echten Wissenschaftlers erworben hatte, sozusagen eine lebendige Apologie. Seine Ergebenheit gegenüber der Kirche – und niemand zweifelte ernstlich an der Ergebenheit Teilhards – und seine Ergebenheit gegenüber der Wissenschaft zeigten klar genug, daß es eine Unvereinbarkeit von Glaube und Wissenschaft nicht gab. Dieses stumme Zeugnis genügte. Wozu es durch eine abseitige Redeweise in Frage stellen? Wenn Teilhard sich einen öffentlichen Tadel der kirchlichen Behörden zuzog, war es mit dem Zeugnis seines Lebens vorbei; schlimmer noch, es konnte als Beweis gegen die Sache genommen werden, der er dienen wollte. Durch ihr Schweigegebot bezweckten diese scheinbaren Unterdrücker vielmehr, Teilhard gegen ihn selbst zu verteidigen; sie waren aufrichtig erfreut über den Einfluß, den er ausübte, und wollten ihn schützen.

Teilhard sah die Sache anders an. Nach seiner Auffassung war die Gegenwart eines Ordensmannes in der Welt der Wissenschaft nur ein unvollendetes Zeugnis. Gottlose und Gläubige begegneten sich da jeden Tag, verrichteten wertvolle wissenschaftliche Arbeit, ohne daß man daraus einen Beweis weder zugunsten ihrer Ideologie noch zugunsten ihres Glaubens hätte machen können. Um tatsächlich Zeugnis zu geben, müßte ein der Wissenschaft ergebener Priester fähig sein, von der Einheit seiner Lebensart Rechenschaft abzulegen.

Der Pater fühlte sich dazu ausersehen, das zu tun. Sein wissenschaftlicher Eifer nährte sich gerade an den Quellen seines Glaubens und seines Priestertums. In der Ausübung auch der profanen Tätigkeit seines Berufes hatte er das Bewußtsein, eine Sendung auszuführen, die ihm von Jesus Christus anvertraut war.

«In manchen Augenblicken», schrieb er in einer an Maurice Blondel gerichteten Abhandlung, «seufze auch ich unter der äußeren Arbeitsüberlastung. Ich habe das Gefühl, daß ich mit Vergnügen die Zusage annähme, ich könne wirklich alles aufgeben: die Anhäufung von Tatsachen, den Wirbel der Ideen, den Tumult der Gesellschaften ... nun wohl, trotz gewisser Ausdrücke des Evangeliums, halte ich vor meinem Gewissen nicht dafür, daß uns die Erlaubnis, die von der Natur uns zugewiesene Arbeit aufzugeben, von unserem Herrn gegeben sei» (Maurice Blondel et le Père Teilhard de Chardin, *Archive de Philosophie*, Jan./März 1961, S. 139).

Die wissenschaftliche Arbeit, die im Geiste des Glaubens geleistet wurde, war in seinen Augen nicht die Arbeit eines Sklaven, der seufzend und seine Befreiung erhoffend, die Mühle tritt; sie war die Arbeit eines Sohnes, der das väterliche Haus verschönert.

«Wenn Du mich dessen würdig erachtest, Herr, so will ich jenen, deren Leben banal und glanzlos ist, die unbegrenzten Horizonte der bescheidenen und unbekannteren Arbeit zeigen, die – bei reiner Absicht – der Vollkommenheit des menschgewordenen Gottes ein Element mehr hinzufügen kann ein Element, das von Christus beachtet und seiner Unsterblichkeit zugefügt wird» (Mon Univers, 1918).

Das war eigentlich seine Botschaft, «sein Evangelium», und sein Ansehen als Wissenschaftler hatte in seinen Augen nur Wert, soweit es ihm erlaubte, dies zu verkünden.

Wenn seine fernen Beschützer geahnt hätten, welcher Art das Opfer war, das sie Teilhard auferlegten, als sie ihm zu schweigen geboten, hätten sie ohne Zweifel gezögert, ihr Schweigegebot aufrecht zu erhalten.

Zweifelsohne wollten die wohlwollendsten Theologen gern zugeben, daß ihnen der Pater einige Erhellungen brachte, aber sie gedachten, ihn auf die Rolle eines rein sachlichen Auskunftgebers zu beschränken. Den Professoren der Philosophie, der Theologie, der Exegese die erarbeitenden Schlußfolgerungen und die geläufigen Hypothesen der Geologie der Paläontologie usw. zur Kenntnis zu bringen ... gut und recht! Aber dann soll er den Kennern der religiösen Wissenschaften die Sorge überlassen, daraus die notwendigen Schlüsse zu ziehen!

Teilhards Zweifel an den Methoden der herrschenden Theologen

Teilhard zweifelte stets an der Fruchtbarkeit einer solchen Methode. Er kannte die Versuchung des Gebildeten, der sich in seinem System dauerhaft festgesetzt hat und stets bereit ist, jede nur erdenkliche Tatsache mit unglaublicher Kunstfertigkeit darin einzubauen, ohne die Struktur seines geistigen Weltalls nur im Geringsten zu ändern.

Beispiele solcher Anpassungen gab es damals genug. Ein festgefahrener Kosmologe, der auf das Nacheinander im Auftreten lebender Gattungen aufmerksam gemacht wurde, das auf eine ununterbrochene Kette sich nahestehender Formen hinausläuft, konstruierte sich ohne große Mühe einen harmonischen Plan von Einzel-Schöpfungen, nach dem Gott «in mensura et pondere» aufsteigend, immer vollkommenerer Entwürfe in Erscheinung treten ließ, ähnlich einem fähigen Töpfer, der nach und nach in immer steigendem Maße seine Werke zur Vollen- dung bringt.

Ein Theologe, der wohl wußte, daß weder Eden noch Sündenfall in der Erdgeschichte Spuren hinterlassen hat, stellte sich das irdische Paradies so etwa wie ein «Reservat» von einigen Hektaren vor, das wunderbarerweise von den natürlichen Gesetzen der Auswahl, der Naturkatastrophen, der Krankheit und des Todes ausgenommen war ..., und er fand, es sei leicht verständlich, daß das erste Paar beim Austritt aus diesem Zwischenstadium, das durch die Sünde Adams schroff unterbrochen wurde, sich seiner Vorzüge beraubt und auf das Niveau kaum merklich denkender Wesen herabgedrückt sah, wie es sich einer Gattung geziemte, «die eben aus der Tierhaftigkeit emporgetaucht war».

Ein Exeget des Konkordismus, der die biblische Chronologie zu retten suchte, zog mit Einrechnung aller Gegebenheiten der Vorgeschichte über das Alter der Menschheit, einen erstaunlichen Vorteil aus der Theorie voradamitischer Menschen ...

Diese findig ausgedachten Hypothesen verschafften ihren Urhebern unbezwingbare Trutzburgen; aber es war ganz klar, daß ein von moderner Wissenschaft geprägter Geist, und mochte er noch so sehr bestrebt sein, seine Probleme im Lichte des Glaubens zu erhellen, in ihnen nicht die geringste Hilfe finden konnte.

Das Gespräch mit den Heiden

Teilhard hatte ein lebhaftes Gespür für den Bruch des Dialogs zwischen Kirche und moderner Welt. Er würde gern das berühmte Wort Pius XI. abgewandelt haben: «Der große Skandal des 20. Jahrhunderts besteht darin, daß die Kirche das Gehör der modernen Welt verloren hat», das heißt, die hervorragendsten Zeugen einer Generation, welche der «wissenschaftliche Auftrieb» ihrer Zeit «zu einer Umgestaltung ihres ganzen Erfahrungsbereiches geführt hatte». Um diesen Dialog wieder anzuknüpfen – und das war die Kirchenreform, die er aus ganzer Seele ersehnte –, genügte es nicht, die vom Fortschritt der Naturwissenschaften erreichten Ergebnisse zu

kennen, man mußte mitgearbeitet haben an der Strukturveränderung des menschlichen Bewußtseins, am großen «Kollektiverwachen», das vorausahnen läßt, daß zur Zeit der zweiten technischen Revolution «eine neue Lebensart beginnt», bei der «die menschliche Tätigkeit nicht mehr vollständig zu befriedigen vermag, wenn sie nicht eng verknüpft ist mit der Vervollkommnung des Kosmos» (siehe Henri de Lubac: *La pensée religieuse du Père Teilhard de Chardin*, Aubier 1962, S. 28–29).

Teilhard dachte an die Lehrer, die ihn noch vor kurzem unterrichtet hatten, und an die Theologen seiner Generation. Er konnte kaum jemand unter ihnen finden, der es vermocht hätte, «die Sprache der Heiden zu reden». Er fühlte sich allein, aber keineswegs mutlos. Die Verantwortung für ein Unternehmen, dessen dringende Notwendigkeit er erfaßte, begeisterte ihn.

«Ich habe mich», schrieb er in einem Brief vom Dezember 1926, «dem Herrn immer als eine Art Experimentierfeld angeboten, darauf er, sozusagen als Modell, die Verschmelzung der beiden großen Liebeskräfte bewirken möge, der Liebe zu Gott und der Liebe zur Welt: eine Verschmelzung, ohne die – davon bin ich überzeugt – kein Gottesreich möglich ist» (Henri de Lubac, *La pensée religieuse du Père Teilhard de Chardin*, Aubier, 1962, S. 144).

Er glaubte tatsächlich, darin erhört worden zu sein und war erstaunt, daß er diese Gnade erhalten hatte:

«Der Herr hat mich so unerwartete Wege geführt, daß ich ihm vertraue, er werde mich aufs Beste zu seinem Ruhm benützen. Könnte ich nur ein wenig dieser großen Sache dienen – die mir im Grunde allein am Herzen liegt –, nämlich der offensichtlichen Verschmelzung des christlichen Lebens mit der «natürlichen» Lebenskraft des Universums».

Der Höhepunkt der Prüfung

Diese Mission war bei ihm eins mit der Berufung des Ordensmannes, die er so leidenschaftlich umfaßt hatte.

Kurz gesagt: Während seine Obern ihm rieten: «Arbeiten Sie für Christus, aber sprechen Sie nicht von ihm», antwortete Teilhard: «Wenn ich Jesuit geworden bin, oder besser, wenn Gott mir die unverdiente Gnade verlieh, als Jesuit in der streitenden Kirche zu dienen, dann gerade, um von Christus zu sprechen.» Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken. Und dieser wird sich im Laufe der Jahre immer mehr verhärten.

Ich will die Maßregeln nicht im einzelnen anführen, welche die Verbreitung seiner Idee immer enger einschränkten: zuerst einfache Empfehlungen der Klugheit (seine Artikel sorgfältig überprüfen zu lassen, den Text seiner Vorträge klugen Zensoren vorzulegen), dann das Verbot, über Gegenstände zu sprechen oder zu schreiben, welche das Streng-Wissenschaftliche überschritten (wobei die Grenzen oft schwer zu bestimmen waren); hierauf Rückzug der vervielfältigten Schriften, die durch seine Freunde verteilt worden waren; und schließlich das Einzige, wo er seinen Gehorsam praktisch unter Beweis stellen konnte: die Entfernung aus Paris, das heißt aus den Kreisen, wo sein Denken die geneigteste Hörerschaft gefunden hatte.

Die Politik der Klugheit

Der Gehorsam Teilhards war meiner Ansicht nach vorbildlich: weder widerstrebend noch ängstlich, sondern hochherzig und frei in einem. Er nahm an, ohne die Opfer herunterzuhandeln, die ihm auferlegt wurden. Übrigens: Er übte in den Beziehungen zu seinen Obern immer jene Gewissensoffenheit, welche in der Gesellschaft Jesu das Gegenstück bildet zur Ordenszucht und zugleich das Gegenmittel gegen knechtische Unterwürfigkeit. Seine Obern konnten auf seine unbeschränkte Fügsamkeit zählen. Aber er ließ sie nie im Ungewissen über das, was ihm an ihren Entscheidungen unnötig hart erschien, und erbat sie zuletzt (sein letzter Brief an seinen

Provinzial ist wenige Tage vor seinem Tode datiert), man möge diese Politik der Klugheit revidieren, die ihm seiner inneren Berufung und auch den Interessen der Kirche zu widersprechen schien.

P. Pierre Leroy hat in seinem kleinen Buch «Teilhard tel que je l'ai connu» (deutsch unter dem Titel «Das Ja zur Erde», Verlag Herold, Wien-München, 1960) bereits einen seiner Briefe veröffentlicht, der 1951 an seinen Generalobern gerichtet war. Hier folgt ein noch unveröffentlichter, der genau im gleichen Ton gehalten ist. Er wurde in dem Augenblick geschrieben, als ihn das schlichte und bündige Verbot erreichte, irgend etwas, philosophischen oder theologischen Inhalts, zu veröffentlichen. Bevor er seine Antwort abschickte, sandte er mir eine Kopie davon.

15, rue Monsier Paris VII
25. September 1947

Hochwürdigster Pater General,

P. C.

P: Provinzial hat mir soeben von Ihrem Brief vom 22. August, mich betreffend, Kenntnis gegeben. Es ist unnötig zu sagen, daß Sie, soweit Gott mir hilft, auf mich zählen können. Ich bin viel zu sehr davon überzeugt (und werde es immer mehr), daß die Welt ohne Christus nicht zu ihrem Ziel kommen kann, und daß es Christus nur in der inneren Treue zur Kirche gibt, um auch nur das geringste Zögern bei der Mitteilung Ihrer Entscheidung zu verspüren. Ich hoffe nur, daß der Herr mir helfen wird, in einer seelisch schwierigen Lage in Treue meinen Weg zu finden. Zum Glück habe ich hier in der Gesellschaft bedeutende und sichere Freunde um mich, die Sie kennen und die mir helfen werden, meinen Weg zu ebnen.

Sie werden mir erlauben, in aller Schlichtheit und in kindlichem Vertrauen beizufügen, daß in der Situation, in die man mich gestellt hat, soweit ich das zu beurteilen vermag, eine Art Geringschätzung oder Mißverständnis liegt, die sich aber, glaube ich, kraft der Treue schließlich einmal aufhellen wird. Seit 1939 (alle meine beanstandeten Schriften stammen, glaube ich, aus der Zeit vor diesem Datum) habe ich – nach der Meinung angesehener Theologen, die meine Tätigkeit verfolgen – große Fortschritte gemacht hinsichtlich der korrekten Erklärung einer Weltanschauung, die (bei meiner Erfahrung mit den «Heiden») wirklich Aussicht zu haben scheint, dem Reiche Gottes dienlich zu sein. Meinen Sie nicht, daß es schade wäre, ohne Prüfung eine Frucht wegzuworfen, die möglicherweise gerade im Reifen begriffen ist? Und glauben Sie nicht, daß die beste Wiedergutmachung für das, was ich in der Vergangenheit an weniger Gutem herausbringen konnte, darin bestünde, daß mir endlich etwas Einwandfreies gelingt.

Was immer geschieht, zweifeln Sie niemals daran, daß mein einziges Verlangen schon seit langer Zeit, der Ruhm und das Bekanntwerden Jesu Christi ist, und zählen Sie unter allen Umständen immer auch auf meine ehrfurchtsvollste und vollständige Ergebenheit ihm gegenüber.

Ihrer Paternität Diener in Christus
P. Teilhard de Chardin.

Ich war in meiner Stellung als Oberer mehrfach selbst hocherbauter Zeuge seines Gehorsams. In zwei Fällen (im Jahre 1945, als der Lehrstuhl Eduard Le Roy's, der die Altersgrenze erreicht hatte, frei wurde, und dann im Juni 1948, infolge erneuter dringlicher Bitten Herrn Farals) mußte ich ihm das Verbot übermitteln, einen Lehrstuhl im Collège de France anzunehmen. Ich empfand meinen Auftrag als sehr hart. Jedesmal war es der Pater selbst, der mich beruhigte: «Gott ist groß, man muß gehorchen», und er sprach von anderen Dingen.

Seine vertrautesten Freunde bat er, sie möchten ihm die Gnade erbitten, ohne Verbitterung zu gehorchen. Diese Gnade wurde ihm gewährt. Als der hochwürdigste Pater General im Oktober 1948 ihn bat, nach Rom zu kommen, in der Hoffnung, ihm die Veröffentlichung des Buches «Phénomène humain» zu erleichtern, sagte er zu mir: «Ich freue mich darauf, den hohen Chef zu besuchen; ich werde ihm alles sagen, was ich im Herzen habe.» Dann, mit einem schalkhaften Aufblitzen in seinen Augen: «Sie haben richtig verstanden: Ich habe gesagt *im* Herzen und nicht *auf* dem Herzen; denn ich habe nichts auf dem Herzen.»

Eine Versuchung, die Teilhard nie hatte

Daß Teilhard der Kirche ergeben war, hat sein Leben zur Genüge gezeigt. Es wäre zu wenig, wollte man sagen, daß er jede Versuchung einer Auflehnung überwand. Eine solche Versuchung hat er nie verspürt. Das einzige Mal, daß ich ihn «außer sich» sah, war der Tag, an dem er im Jahre 1950 den Brief eines ehemaligen Ordensmannes, des Paters Herrn P. G. erhielt, der seine Schwierigkeiten ahnte und ihn einlud, sich der kleinen Dissidenten-Gemeinschaft der «Freien Gläubigen» anzuschließen, welcher er selbst angehört hatte. Teilhard kam augenblicklich zu mir herunter und war richtig verärgert: «Wie kann der so etwas denken?» Er schrieb ihm als Antwort einen langen, sichtlich entrüsteten Brief, in dem er ihm erklärte, «daß in seinen Augen das römische Phylum allein die Zukunft der Welt trüge». Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, sandte ihm P. G., der nicht gerade viel Urteil, aber ein gutes Herz besaß, einen Entschuldigungsbrief, in dem er sagte, daß er sich vergessen habe und ihn um Verzeihung bat. Nichts konnte ihm peinlicher sein, als wenn manchmal Freunde, die außer der Kirche standen, bemerkten: «Ihre Religion ist bewundernswürdig, aber das ist nicht die katholische Religion.» Er antwortete mit strengem Blick: «Halten Sie mich für so verrückt, daß ich eine neue Religion gründen wolle, oder daß ich mich für einen zweiten Christus halte?»

Was ich über seine Anhänglichkeit an die Kirche gesagt habe, müßte ich bezüglich seiner Anhänglichkeit an die Gesellschaft (Jesu) wiederholen. Ein Ordensmann kann berechtigte Gründe haben, um aus seinem Orden auszutreten. Der Pater wußte das sehr wohl. Er gab die theoretische Möglichkeit zu. «Es gibt genug Fälle, wo man seine Mutter verlassen muß, um ein wahrhafter Sohn zu sein.» Ich glaube nicht, daß sich die Frage je ernstlich für ihn gestellt hat.

Denen, die ihn über diesen Gegenstand befragten, antwortete er gern mit einem Wort Saint-Exupéry's: «Um seinem Hause nützlich zu sein, muß man *im* Hause sein.» Aber diese schamhaft verschleierte Antwort enthüllte nicht sein volles Denken. Ohne Zweifel hatte ihn die lange Verdächtigung, unter der er bei seinen römischen Obern stand und die ihm so viel zu tragen gab, jene unbefangene Anhänglichkeit an die Kirche und an die Gesellschaft verlieren lassen, «die zweifelsohne der Charme vieler ist» und nach der er eine heimliche Sehnsucht sich bewahrte. Aber seine Treue ihnen gegenüber blieb davon unberührt.

«Ich bin mir bewußt, daß ich mich zutiefst an sie (Kirche und Gesellschaft) aus höheren und neuen Beweggründen gebunden fühle, in dem Sinne, daß ich «die Welt» verraten glaubte, wenn ich den Platz, der mir angewiesen wurde, verlassen würde. In diesem Sinne liebe ich sie, die eine und die andere, und ich will ... als kleines Atom ... arbeiten, um sie von innen her, ohne Gegensätzlichkeit, zu vervollkommen. Seien Sie darum ganz überzeugt, daß mir auch nicht der Gedanke, den Orden zu verlassen, durch den Kopf gegangen ist» (Brief an P. Valensin vom 15. Juli 1929, cf. Claude Cuenot, S. 149).

Man muß jedes Wort dieses Textes wägen. Sicherlich, Teilhard faßte die Möglichkeit einer Trennung von seinem Orden ins Auge, die von seinen Obern über ihn hätte verfügt werden können. Aber zu einem solchen Bruch, den er für die grausamste Möglichkeit ansah, würde er niemals die Initiative ergriffen haben. In diesem Punkt glaube ich nicht, daß er sich bis zum letzten Augenblick geändert hat: «Ich bin bereit, bis ans Ende zu gehen; soweit möglich mit einem Lächeln.»

Gehorsam in innerer Freiheit

Diese Standhaftigkeit war bei ihm weder ein müder Fatalismus, noch eine stoische Hartnäckigkeit. «Sie wissen, Treue zu einem Orden aus Prinzip (bleiben, um zu bleiben!), scheint mir keine Tugend mehr zu sein.»

Sie war vielmehr die Frucht wirklicher Liebe, die von den Träumereien der Ordensjugend geheilt war, deren Ausfall aber das Wesentliche keineswegs geändert hatte.

«Ich halte immer weniger auf den persönlichen Erfolg – so scheint mir wenigstens –; ohne im geringsten Menschenhasser zu sein, mache ich mir gar keine Sorge um die Wertschätzung irgendjemandes. Was nicht heißen will, daß ich nicht viel und zärtlich liebe» (an P. Valensin am 15. Juli 1921).

Der geringste Erweis von Zuneigung oder von Vertraulichkeit konnte diese Liebe mit einer Unmittelbarkeit aufsprudeln lassen, die mich oft genug entzückt hat.

Das letzte Mal, daß ich ihm begegnet war, stand der Pater unter der Wucht einer der schmerzlichsten Enttäuschungen seines Lebens. Es war dies im Jahre 1954. Bereits schwer krank hatte er New York, wo seine Residenz war, verlassen und benützte seine Ferien, um anläßlich eines wissenschaftlichen Kongresses nach Europa zu reisen. Er hatte im Sinn, dort die Sommermonate zu verbringen. M. Jean Rostand hatte eben seine kleine, so grausam pessimistische Schrift «Ce que je crois» veröffentlicht. Teilhard reagierte heftig als er sie las. Tagelang dachte er über eine Antwort nach. Er fühlte, wie sie sich in ihm gestaltete. Bevor er sich ans Schreiben machte, wollte er die Gewißheit haben, daß er diesmal – er fühlte wohl, daß es das letzte Mal sein würde – endlich etwas veröffentlichen dürfe. Er schrieb daher nach Rom, um seinen Vorschlag dort zu unterbreiten. Es kam eine sehr harte Antwort für ihn: Verbot der Veröffentlichung und der Befehl, sofort nach Amerika zurückzukehren. Er hatte eben diesen Brief erhalten, als ich ihn im Hause der Etudes besuchte, das ich selbst vor zwei Jahren verlassen hatte. Das war am 31. Juli (Ignatius-Fest). Als ich die Tür seines Zimmers öffnete, kam er mir mit ausgestreckten Armen entgegen: «Ah, Sie besuchen mich heute! Welch schönes Ignatius-Fest!» Er hatte keinen besseren Ausdruck gefunden, um mir zu danken.

Das war die ständige Haltung Pater Teilhard de Chardins. Er war überzeugt, daß der Situation, in die er gestellt war, eine «Art Geringschätzung und Mißverständnis» zugrunde lag. Er bemühte sich, sie aufzuklären «kraft der Treue». Wenn ihm das nicht vollständig gelang, so war er doch nie versucht, diese Prüfung für unfruchtbar zu halten. Nie wollte er «nur aus Notwendigkeit und ohne Liebe» gehorchen («Nachfolge Christi» I, 1. C. 9). Er verstand es, den Gehorsam zu lieben. Durch ihn drang er in den «innersten Kreis der Vereinigung mit Gott», der jener des Opfers ist. Er glaubte voll lebendigen Glaubens, daß Gott durch das Kreuz «die Welt gelingen läßt» (Genèse d'une Pensée, Grasset, 1961, S. 328).

«Wenn man einmal angefangen hat, die Dinge und die Ereignisse unter diesem einzigartigen Licht zu sehen, ist man beinahe erschrocken über den Durst nach Klarheit, unter dem das Universum leidet, und man ist beinahe «außer sich» im Verlangen, ihm ein bißchen davon zu schenken.»

Er war sich sehr wohl bewußt, daß die Verbote, die ihn trafen, ihn nach menschlichem Ermessen daran hinderten, seine volle Größe zu bekunden. Aber er kannte aus Erfahrung den Wert einer «Verkleinerung», wenn man dem göttlichen Willen zustimmt.

«Vielleicht niemals erfahre ich so sehr, wie gut es ist, Gott anzugehören, als wenn ich mich durch den göttlichen Willen an ein Schicksal gebunden sehe, das weniger glorreich ist, als ich es mir geträumt hatte, und das ich, statt mich damit abzuquälen, anzunehmen gedenke (ebenda S. 12).

Seit dem Ende des Ersten Weltkrieges hatte er die Prüfung in ihrer schwersten Form vorausgesehen und fühlte sich durch den heiligen Geist gedrängt, Gott eine Blanko-Vollmacht auszustellen. Im Dezember 1918 schrieb er seiner Cousine Marguerite de Teilhard-Chambon:

«Ich glaube, ich habe etwas gesehen und ich möchte, daß dieses Etwas gesehen werde. Du kannst Dir nicht vorstellen, welch drängendes Verlangen ich manchmal in dieser Hinsicht spüre, und welches Unvermögen. Was mich berührt, das ist das unerschütterliche Vertrauen, daß der Lichtstrahl – wenn es in «meinem Evangelium» wirklich einen solchen gibt –, leuchten wird, so oder so. Im schlimmsten Falle, das ist meine feste Überzeugung, wird er in einem anderen Herzen wieder erstehen und, wie ich hoffe, umso reicher, wenn ich ihn treu gehütet habe» (eben da S. 351).

Solche Aufzeichnungen erhellen das innere Leben des Paters und seine bewundernswerte innere Freiheit. Wenn er zu leiden hatte durch seinen Orden und die Kirche, und wenn er dies ertrug mit echter Kindesliebe (*d'un cœur filial*), dann deswegen, weil er von seinem Orden und der Kirche den Wert des Gehorsams gelernt hatte.

Teilhard hat dem Erbe seiner Ordensfamilie Ehre gemacht, und er wußte darum. In seinem Werke ist das Echo der Regeln «*ad sentiendum cum Ecclesia*» vernehmbar. Als Abschluß eines langen Briefwechsels schrieb er an Maurice Blondel:

«Ich bin der unerschütterlichen Überzeugung, daß in der erfahrungsreichen und weitsichtigen Haltung der Kirche unendlich mehr Wahrheit liegt, als in allen unseren simplifizierenden Philosophien; das was die Heiligen getan haben, ist, wenn auch schwer zu erfassen, das wirklich «*Auferlegte*», die konkrete Wahrheit. Sie ist es daher, die unsere Systemationsversuche formen muß, und sie wird diese immer übertreffen. Was unsere Spekulationen angeht, so werden sie unfruchtbar bleiben – für uns und für andere Leute – wenn es uns nicht gelingt, sie ins konkrete Beispiel umzuwandeln, indem wir unser Leben nach ihnen gestalten» (Maurice Blondel et le Père Teilhard de Chardin, *Archives de Philosophie*, Januar-März, 1961, S. 156).

So vollendet sich das fromme Forschen des Gläubigen, vom «*Taufinstinkt*» geführt (nach der schönen Formulierung P. de Lubacs), im Herzen der katholischen Wahrheit und ihre Freiheit ist jene des Sohnes im Hause des Vaters.

«Die Beispiele der Geschichte offenbarten ihm ebenso wie seine eigene Erfahrung die Sehnsucht nach der Erkenntnis des Göttlichen, das im menschlichen Geiste wirksam ist, und zugleich die Schwäche, die ihn in Gefahr bringt, in alle möglichen Irrtümer zu fallen. Ebenso begreift er die Wohltat eines göttlichen Lehramtes, dem er sich frei unterwirft. Er ist Gott dankbar, daß er es ihm in der Kirche gegeben hat, und das ist schon eine Teilnahme am Frieden der Ewigkeit, den er erfährt, indem er sich durch den Glaubensgehorsam unter das ewige Gesetz stellt ... Sogar in den qualvollsten Fällen, ja in diesen deutlicher als in allen andern, entdeckt er eine Übereinstimmung zwischen dem, was ihm scheinbar von außen auferlegt wird und was ihm sein Innerstes auferlegt. Denn der Geist Gottes verläßt ihn ebensowenig als er die Gesamtkirche verläßt. Und was er in der Gesamtkirche wirkt, ist dasselbe, was er in jeder christlichen Seele» wirkt (Henri de Lubac, *Méditation sur l'Eglise*, Aubier, 1953, S. 225).

Diese Zeilen eines Theologen, der sein Freund war, drücken besser, als ich es könnte, das Geheimnis des Gehorsams im Leben des P. Teilhard de Chardin aus. *René d'Ouince, Paris*

DAS PROGRAMM EINES «BISCHOFS DER KIRCHE»

Botschaft von Dom Helder Camara anlässlich seiner Installation als Erzbischof von Olinda und Recife. Gut-Hirt-Sonntag 1964.

Gottes Hand führte mich nach Olinda und Recife ... Ich stamme aus dem Nordosten Brasiliens und spreche zu Menschen aus dem Nordosten, aber mit einem Blick auf ganz Brasilien, auf Lateinamerika und die Welt. Ich bin ein Mensch, der sich als Bruder von Menschen in Gebrechlichkeit und Sünde, von Menschen aller Rassen und aller möglichen Situationen in der Welt betrachtet. Ich bin ein Christ und spreche zu Christen, aber mit einem offenen Herzen für alle Menschen jeden Glaubens und jeder Ideologie ... Ich bin ein Bischof, der, nach dem Beispiel Christi, nicht bedient werden, sondern dienen will. Katholiken und Nicht-Katholiken, Gläubige und Ungläubige, möget ihr alle meinen brüderlichen Gruß vernehmen: Gelobt sei unser Herr Jesus Christus!

Niemand braucht zu fürchten, daß ich mich mit Elementen verbinden werde, die subversiv oder gefährlich sein könnten, weder zur Rechten noch zur Linken, mögen sie zur Regierungspartei oder zur Opposition, zu den Reaktionären oder den Progressisten oder den Antirevolutionären gehören, mögen sie ehrlich sein oder nicht.

Niemand soll mich etikettieren als Befürworter einer Gruppe, mich mit einer Partei in Verbindung bringen, als ob ihre Freunde die meinen wären und ich mit ihnen gemeinsame Sache gegen ihre Feinde machen würde.

Meine Tür und mein Herz werden für jedermann offen sein, für absolut jedermann. Christus starb für alle Menschen – ich darf niemand vom brüderlichen Gespräch ausschließen ...

Wenn ich auch, Christus nachfolgend, alle Menschen liebe, so muß ich doch eine Vorliebe für die Armen haben ... Wir werden für die Armen sorgen, mit einer besonderen Aufmerksamkeit für die verborgene Armut, um ein Absinken in das Elend zu verhüten. Armut kann, und sollte manchmal, eine Gabe sein, die man frei auf sich nimmt oder gar spontan dem himmlischen Vater darbringt. Das Elend aber ist widerlich und erniedrigend, es zerstört das Ebenbild Gottes, das jeder Mensch ist. Es verletzt das Recht und die Pflicht eines jeden Menschen, seine eigene persönliche Vollendung zu erlangen ... Wer immer, ob arm oder reich, in einer verzweifelten Lage ist, soll einen besonderen Platz im Herzen des Bischofs haben. Aber ich werde mich nicht dazu hergeben, daß sich irgend jemand mit dem Glauben betrügt, es genüge ein wenig Großzügigkeit und so-

ziale Unterstützung ... Auf keinen Fall dürfen wir meinen, das Problem beschränke sich auf einige wenige Reformen, noch dürfen wir die schöne und unerläßliche Idee der Ordnung – das Ziel alles menschlichen Fortschrittes – verwechseln mit einem billigen Ersatz und so verantwortlich werden für die Beibehaltung von Einrichtungen, die offensichtlich nicht überleben können ... Entwicklung kann nicht von oben nach unten gemacht oder auferlegt werden. Wir wollen keine Angst haben vor Slogans, auch wenn sie strapaziert sind. Produktionssteigerung setzt eine Revolution voraus ... Die Kirche isoliert sich nicht von der Geschichte. Sie lebt mitten in der Geschichte wie ein Volk, frei, erwachsen und verantwortlich. Christus gab der Hierarchie die besondere Sendung, das Evangelium zu bezeugen, aber in keiner Weise wollte er die Gemeinschaft der Christen getrennt wissen von dem großen Abenteuer der universellen Entwicklung. Das christliche Volk muß seine Verantwortung an den Fronten wahrnehmen ... Heute müssen wir mit der technischen Planung rechnen, mit allen Komplikationen, die sie mit sich bringt. Um eine von oben aufgezwungene Technokratie möglichst zu verhindern, muß die ganze nordöstliche Gemeinschaft bewußt und verantwortlich um die geplante Entwicklung der Region besorgt sein ... Wir können zuversichtlich mit dem Reichtum an menschlichen Reserven im Nordosten rechnen. Wir können uns darauf verlassen, daß das Volk den Schlüssel finden wird zur Entwicklung jenes Landes und Bodens, auf das Gott es gestellt hat ...

Jeder, der beim Thema dieser Botschaft erschrickt, und jeder, der sich verwirren läßt durch Ideen und Sprache dieses Bischofs, möge versuchen, ihm in seinem Gedankengang zu folgen. Gott schuf den menschlichen Geist so, daß er die Wahrheit suchen muß. Wenn er dem Irrtum verfällt, so ist es wegen des Körnchens Wahrheit, das in allem Irrtum existiert. Das sicherste Mittel, den Irrtum zu bekämpfen, besteht darin, jene eingeschlossene Teilwahrheit herauszuholen. Sobald der Irrtum die Wahrheit verliert, die in ihm verborgen war, verliert er seine Anziehungskraft und seinen inneren Zusammenhalt. Ruhig und mit christlichem Mut wollen wir deshalb versuchen, Gerechtigkeitsideale zu retten, auch wenn sie in Formulierungen gehüllt sind, die im Augenblick einen schlechten Klang haben ... Wir können nicht unsere Fahne verlassen, nur weil sie in die falschen Hände gefallen ist ...

Es wäre skandalös und unverzeihlich, wenn die Kirche die Massen in der Stunde ihrer größten Not verließ, oder den Ein-

druck erweckte, als wolle sie ihnen nicht helfen, jenes Niveau der menschlichen und christlichen Würde zu erlangen, das aus ihnen erst ein wirkliches Volk macht.

Wir glauben alle ... daß der Mensch bestimmt ist, die Natur und die ganze Schöpfung zu beherrschen. Wir wollen das Mögliche und Unmögliche tun, die Arbeit im Nordosten so zu gestalten, daß der Einzelne das Bewußtsein erlangen kann, Gott beim Aufbau der Welt zu helfen!

Wir glauben alle, daß die Freiheit eine göttliche Gabe ist, die um jeden Preis bewahrt werden muß. Laßt uns in einem sehr tiefen Sinn alle Menschen befreien, die rund um uns herum leben.

Wir glauben alle, daß das zu erstrebende Ideal darin besteht, den ganzen Menschen und alle Menschen zu entfalten ... Wir wollen nicht Gott vergessen beim Vorantreiben der Entwicklung. Je mehr wir materiell fortschreiten, desto mehr brauchen wir einen klaren und sicheren Glauben, der die Gestaltung des Nordostens von innen her erhellen kann.

Wir werden jede dieser Versprechungen prüfen und darauf achten, daß sie in die Wirklichkeit umgesetzt werden, ohne daß sich dabei die Kirche mit einer Person, Partei oder Bewegung gleichsetzt, seien sie politisch oder wirtschaftlich.

Die Kirche hat keinen Wunsch, die Ereignisse zu steuern. Sie will den Menschen dienen, daß sie selber ihre Freiheit erlangen. Und sie ist da zu erklären, daß diese Freiheit, die in der Zeit beginnt, erst ihre letzte Vollendung finden kann, wenn der Sohn Gottes wiederkehrt am Ende der Zeit, um den eigentlichen Anfang zu bringen ...

Ich gebe mich nicht damit zufrieden, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, reich und arm, links und rechts, gläubig und ungläubig zu einem bloßen Waffenstillstand einzuladen. Es ist notwendig, daß ein Gespräch in Gang kommt, offen und vertrauensvoll. Es ist furchtbar vor Gott und der Geschichte, die Teilnahme an der Umgestaltung der Welt zu verweigern ...

Vor allem tragen wir als Brasilianer und Lateinamerikaner die Verantwortung, der christliche Kontinent unter den Entwicklungsländern zu sein. Natürlich werden wir deswegen nicht als größer oder besser als unsere Brüder in Afrika oder Asien beurteilt werden, sondern im Gegenteil eine größere Verantwor-

tung tragen. Es ist notwendig, daß der christliche Glaube uns für das Ideal des Dienens begeistere, so daß wir wachsen, ohne egoistisch oder herrschsüchtig zu werden. Es gibt gute Gründe für diese Warnung. Wir müssen uns klar werden, daß nicht nur an den Wänden unserer Städte antiamerikanische Slogans hängen, sondern in den Hauptstädten Boliviens und Paraguays etwa auch antibrasilianische.

Für unsere afrikanischen und asiatischen Brüder wird das kräftigste Zeugnis für Christus die echte Brüderlichkeit sein, die wir sowohl innerhalb unseres eigenen Kontinentes unter Beweis stellen als auch im Gespräch mit der ganzen Entwicklungswelt. Als Zeugen für Christus wollen wir unverzüglich eine Verantwortlichkeit für den so beschleunigt wachsenden Kontinent auf uns nehmen. Die Verehrung attraktiver Christusbilder wird uns keinen Schritt vorwärts bringen. Ja, es genügt nicht einmal, daß wir den Armen betrachten und in ihm das verunstaltete Bild des Erlösers sehen. Wir müssen dem Herrn gleich werden in jedem Menschen, den wir aus dem Elend der Rückständigkeit retten ...

Brasilien muß der Welt das wichtigste Gespräch des Jahrhunderts vormachen, das Gespräch zwischen den Entwickelten und den Unterentwickelten. Jedermann in unserem Land vertritt die Meinung, daß es unmöglich ist, grundlegende Reformen noch weiter hinauszuschieben. Bei vielen war jedoch ein Mangel an Vertrauen in die Reformer festzustellen und vor allem die Angst vor kommunistischer Infiltration.

Da sich nun die Situation geändert hat, haben wir keine Zeit zu verlieren. Mögen die lange erhofften Reformen nun unverzüglich kommen! Mögen sie gerecht und angemessen sein, erhaben über jeden Verdacht eines Betrugers! Mögen die Reformen kommen, ohne daß Gewalt nötig wird und vor allem ohne Konflikt und bösen Willen! Möge im brasilianischen Volk der Haß immer weniger Raum finden, und mögen sie wissen, daß dies die eigentliche Sünde ist, die größte Sünde, der Haß – da doch Gott die Liebe und Güte ist. Der Unterschied zwischen dem Pharisäer und dem Heiligen ist vor allem dies: Der Pharisäer ist nachsichtig mit sich selber und streng mit den anderen ... der Heilige ist nur streng mit sich selber. Mit den Sündern ist er duldsam wie die göttliche Güte, grenzenlos, wie die Barmherzigkeit des Vaters (im Himmel).

Bischof, du mußt gut sein wie Papst Johannes es war!

AUFWÄRTSENTWICKLUNG DER CHRISTEN IM STAAT ISRAEL

Als im Mai 1948 der Staat Israel auf dem Gebiete des alten heiligen Landes Palästina gegründet wurde, da gab es nicht wenige Christen in diesem Lande und auf der ganzen Welt, welche dem christlichen Leben im neuen jüdischen Staate ein baldiges Ende voraussagen zu müssen glaubten.

Der Staat Israel hat jedoch vom ersten Tage seines Bestandes an die religiöse Freiheit aller auf seinem Territorium vertretenen Bekenntnisse nicht nur respektiert, eine Tatsache, welche auch Papst Paul VI. anlässlich seiner Pilgerreise zu Beginn dieses Jahres zu einer sehr positiven Bemerkung gegenüber dem israelischen Staatspräsidenten Schazar veranlaßte; die christlichen Kirchen haben sich vielmehr – bei allen oft bestehenden Schwierigkeiten persönlicher Einstellungen oder gruppenhafter Ressentiments – einer deutlichen Ermutigung und häufig auch praktischer Unterstützung führender Stellen des Staates Israel erfreuen dürfen.

Im letzten Jahre hat die Weltpresse zuweilen Meldungen über Übergriffe extremer jüdisch-orthodoxer Fanatiker gegen christliche Schulen veröffentlicht, so namentlich von einer organisierten Aktion in mehreren israelischen Städten im Herbst 1963: die Täter, die mit gewissen Sympathien seitens aller Juden rechnen konnten, die «nicht bekehrt werden» wollen, wurden vor Gericht gestellt und bestraft.

Gegen die Versuche jüdisch-orthodoxer politischer Kreise, dem Leben im Staate alttestamentarisch-theokratische Formen aufzuzwingen, wehren sich die nichtorthodoxen Juden selbst: ihr Widerstand, der aus Gründen der Regierungskoalition, in der sich die jüdisch-Orthodoxen mit befinden, nicht immer ganz erfolgreich sein kann, kommt logischerweise auch dem christlichen Leben in Israel zugute.

Aus den Reihen der führenden Leute der verschiedenen christlichen Konfessionen Israels ihrerseits kommen immer wieder Anregungen, die der äußeren Angleichung ihrer Gemeinden an den israelischen Lebensstil dienen: man kann hier namentlich

► auf den Eintritt des griechisch-katholischen Erzbischofs von Galiläa, *Georges Hakim*, in die Arbeitergewerkschaft Histadruth hinweisen;

► auf die neu eingeführten katholischen Sonntags-Messen am Samstag, dem jüdischen Sabbath;

► auf die dem Dominikanerorden gewährte Erlaubnis Roms, die Messe auf hebräisch zu feiern u. a.

Bautätigkeit der Christen:

Auf das äußere Wirken im christlichen Leben, das zur palästinensischen Zeit keine gewaltigen Wellen schlug, hat der jüdische Dynamismus jedenfalls ansteckend gewirkt. Man merkt dies am intensivsten in *Nazareth*, das man als das israelische Zentrum des römischen und des griechischen Katholizismus wie der griechischen Orthodoxie bezeichnen kann. Die christliche Bautätigkeit ist hier in vollem Gange. Die neue «Verkündigungskirche», welche die größte katholische Kirche im Mittleren Osten werden soll, ist bereits weit gediehen. Die Durchführung der Bauarbeiten liegt in den Händen des größten jüdischen Gewerkschaftsbauunternehmens. Die Franziskaner, die in Israel wie in allen Nahostländern die «Custodia della Terra Santa» in Händen haben, konnten jüngst der Öffentlichkeit ihr renoviertes, umgebautes und modernisiertes historisches Pilgerheim «Casa nova» – in dem einst Napoleon übernachtet hat – übergeben. Das Haus, dessen Erneuerung rund ½ Million Isr. Pfund (Sfr. 750 000.—) gekostet hat, verfügt nun über 48 Zimmer mit insgesamt 100 Betten. Im Speisesaal können 200 Gäste Platz finden. Das alte Hospital der Barmherzigen Brüder (des hl. Johannes von Gott), in der Nähe des Friedhofs deutscher und österreichischer Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg, wurde von der österreichischen Brüdergemeinschaft an eine italienische Gruppe verkauft, die es als «Hospital der Heiligen Familie» wiedererstellen ließ, mit Nonnen von der «Nigrizia» als Krankenpflegerinnen. Die französischen Vinzentinerinnen haben ihr Spital in Nazareth, das vor allem der Geburtshilfe gewidmet ist, vergrößern lassen – und dasselbe tut die Schottische Kirche mit ihrem dortigen «Edinburgh-Mission-Hospital». Der Präsident des Deutschen Bundestages, Dr. Eugen Gerstenmaier, legte anlässlich seines Israelbesuches im Vorjahr den Grundstein zu einem neuen Gebäudeflügel der Schule für arabische Krankenschwestern in Nazareth, der mit Geldern aus der Bundesrepublik errichtet wird. Die Schottische Kirche steht nun auch vor der Frage der Modernisierung der berühmten Schottischen Schule (Tabita) in Jaffa, die seit 103 Jahren besteht. Eine neue russische Kirche entsteht in der Nähe von Tiberias am See Genezareth, an dem vor einem Jahr eine herrliche kleine katholische Kirche zu Ehren der hl. Maria Magdalena gebaut worden ist: auch eine evangelische Kapelle ist dort in der Nähe der russischen Kirche von der Young Men's Christian Association errichtet worden. Seit einem Jahr befindet sich der vom Bukarester orthodoxen Patriarchen Justinianos gesandte und vom Patriarchen Benediktos konsekrierte Archimandrit der rumänischen Orthodoxie *Lucian Florea* in Jerusalem, wo eine rumänische orthodoxe Kirche mit einem Kloster steht, die kurz vor dem zweiten Weltkrieg – mit dem Wappen der Hohenzollern über dem Eingangstor – gebaut worden ist. Das Gebäude war während des Krieges der britischen Mandatsmacht vermietet gewesen, seit 1948 war dort das israelische Erziehungsministerium einquartiert. Nun, da Rumänien sein Interesse an einem kirchlichen Stützpunkt wieder kundgegeben hat, wohnt Archimandrit Florea dort und leitet die Reparationsarbeiten in der Kirche und im Kloster, das bald eine neue Kommunität empfangen soll.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant zu erwähnen, daß die großen orthodoxen Kirchenfeste und -feiern in Israel von den verschiedenen orthodoxen Kirchen gemeinschaftlich begangen werden, wobei sowohl die arabische als auch die griechische und die russische (altslawische) Sprache verwendet werden.

Die führenden und markantesten Persönlichkeiten des christlichen Lebens in Israel sind der schon genannte griechisch-katholische Erzbischof Georges Hakim und der neue römisch-katholische Bischof Hannah Kaldany, der nach dem Papstbesuch geweihte Vikar für Israel des lateinischen Patriarchen von Jerusalem, Mgr. Alberto Gori. Gori hat seine Residenz in der Jerusalemer Altstadt, also auf jordanischem Staatsgebiet; Kaldany vertritt ihn in Israel.

Mgr. Hakim, nicht nur von seiner mit Rom unierten arabischen «Melkiten»-Gemeinde, sondern auch von den orthodoxen und den mohammedanischen Arabern in Israel als starke Persönlichkeit verehrt, weil er die arabischen Minderheitsinteressen im allgemeinen zu repräsentieren versteht, ist neben seiner religiösen Ausstrahlung, die ihm vielleicht einmal die Würde eines melchitischen Patriarchen (in Damaskus) gewinnen wird, ein Politiker von Bedeutung. Seine letzte Tat fügte sich der christlichen Baubewegung in Israel ein: er konnte das Prachtgebäude eines neuen Waisenhauses (in der Nähe seines vor einigen Jahren entstandenen griechisch-katholischen kleinen Priesterseminars St. Joseph) einweihen, das von Salvatorianerinnen aus der Schweiz geleitet wird. Die israelische Regierung weiß Erzbischof Hakims Tätigkeit sehr zu schätzen, die sich

gerade in den letzten Monaten auch mit der Organisation von Pilgerreisen zweier großer Gruppen von Bischöfen nach Israel ein unbestreitbares Verdienst um christlich-jüdische Annäherung auf hoher Ebene erworben hat. Es wurde israelischerseits besonders dankbar vermerkt, daß Erzbischof Hakim die hohen Pilgergäste auch mit den Spielen der israelischen Nationalhymne «Hatikwa» auf einem Tonbandinstrument empfing – eine besondere Geste positiver Einstellung zum Staat Israel. Hakim hat diese Einstellung auch kürzlich in einem Gespräch mit dem israelischen Staatspräsidenten Schazar betont: er erklärte ihm, er bete auch auf hebräisch, und die Liturgie der griechisch-katholischen Kirche in Israel sei auch ins Hebräische übersetzt worden, weil manche Israel-Araber, die hebräische Schulen besuchen und in hebräischem Milieu leben, besser hebräisch als arabisch verstünden.

Mgr. Hannah Kaldany, der römisch-katholische Bischof, ist der erste «eingeborene» kirchliche Würdenträger Israels mit israelischer Staatsbürgerschaft: Er ist in Jerusalem als Sohn eines aus dem mesopotamischen Mossul stammenden Vaters geboren worden und vom chaldäischen Ritus zum lateinischen übergetreten. Kaldany, der Doktor des Kirchen- und des Völkerrechtes ist, war lange Zeit Präsident des kirchlichen Gerichts der römisch-katholischen Kirche in Israel: der heute 47jährige Mann, der weder raucht noch trinkt, ist eine religiöse Persönlichkeit von Format, der seine delikate Aufgabe mit Hingebung erfüllt.

Ein noch unbeschriebenes Blatt ist das Haupt der kleinen Gemeinde der mit Rom unierten Maroniten in Israel, Mgr. *Jacques Raad*, der in Jaffa wohnt. Die Zahl der Maroniten auf israelischem Territorium beträgt etwa 3000: sie gehören zum Erzbistum von Tyr in Libanon, wo Mgr. Jussef Churi, welcher beim Konzil in Rom der Pressevorstand für die arabischen Bischöfe gewesen ist, als Erzbischof residiert – er hat Raad bei seiner letzten Visitation in Israel zu seinem Vertreter ernannt.

Die christlichen Schulen in Israel, die sehr gut besucht sind, haben infolge der gegen sie von extrem jüdisch-orthodoxen Kreisen unternommenen Aktionen besonderes Interesse in der Weltöffentlichkeit gefunden. Diese Aktionen tragen den Namen «Gegen die Mission!» – und es gibt in Israel eine Organisation, die sich «Verein zur Rettung jüdischer Kinder aus den Klauen der Mission» nennt. Gespräche mit den mit dem christlichen Schulwesen vertrauten Personen beweisen, daß 1. Übertritte von Juden zum Christentum in Israel so gut wie gar nicht existieren, und daß 2. und speziell von 54 christlichen Schulen, die es in Israel gibt, und die von rund 10000 Kindern besucht werden, nur drei irgendwie als «missionierend» bezeichnet werden können. Von den 54 christlichen Schulen sind 43 teilweise oder ganz Pfarreischulen in arabischen Dörfern, die überhaupt keine jüdischen Schüler haben. Unter den restlichen elf sind es drei, die jüdischen Anstoß hervorrufen.

Da ist vor allem die finnische Schule in Jerusalem mit 40 Kindern, die überwiegend im Internat wohnen: hier erzieht man die Kinder in rein lutherischem Geist in hebräischer Sprache. Der Lehrkörper besteht aus Finninnen und einem finnischen Pastor, insgesamt hochgemuten Idealisten, denen die Erziehung eines jüdischen Kindes in evangelischem Geiste wirkliche Herzenssache ist.

Auch in der Schottischen Schule in Jaffa, die unter 400 Schülern etwa 200 Juden zählt, werden Schüler laut Lehrplan mit dem Evangelium bekannt gemacht. Die Unterrichtssprache ist englisch – die Teilnahme am christlichen Religionsunterricht Pflicht.

Schließlich gibt es die «Beth-El»-Schule in Haifa, die von einem amerikanischen Judenchristen namens Birnbaum geleitet wird: sie hat etwa 40 bis 50 Schüler, die jüdischer Abstammung aber evangelisch getauft sind, und die Unterrichtssprache ist hebräisch. Diese Schule wird von religiös jüdischer Seite besonders angefeindet, weil man es dort nicht verstehen will, daß Birnbaum in seiner Schule den Geist eines bewußten Judentums in ethnischer und linguistischer Hinsicht zugleich mit dem Bekenntnis zum Christentum pflegt.

Über die katholischen Schulen sagt Dr. Paul Colbi, der Direktor der Sektion Christliche Kirchen im Jerusalemer Religionsministerium, sie mögen vielleicht nicht die ideale Atmosphäre für den jüdischen Nachwuchs des neuen Staates Israel darstellen, doch sei zu konstatieren, daß es nicht in ihrer Tendenz liege, jüdische Kinder ihrem Glauben abspenstig zu machen. Zwi Werblowsky, Professor für allgemeine Religionsgeschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem, der an der Spitze des Komitees für interkonfessionelle Verständigung steht, bezeichnet die christlichen Schulen in Israel, soweit sie nicht Schulen für die einheimischen Araber sind, als Exponenten und Repräsentanten fremder Kulturen: er hat einmal die Formel gefunden, diese Schulen gehörten etwa so zum Staate Israel wie die fremden Botschaften und Konsulate. Sein Standpunkt auf Grund der Tatsachen ist jedoch, daß ein «Missionsproblem» in Israel nicht existiert. Die konkrete Arbeit seines Komitees besteht darin, bei Härtefällen, die sich im Alltagsleben ergeben, aufklärend zu wirken und allfällige soziale Schwierigkeiten – wenn z. B. ein jüdischer Arbeitgeber von seinem Angestellten oder Arbeiter verlangt, seine Kinder nicht in eine christliche Schule zu schicken o. ä. überwinden zu helfen.

Ob der Aufbau eines «christlichen Judentums» innerhalb von Israel möglich sein wird, läßt sich heute noch nicht vorher-sagen. Das was die Haifaer «Beth-El»-Schule im protestantischen Sektor versucht, versucht das «Opus Sancti Jacobi» im katholischen, allerdings keineswegs in missionarischer Form: es bemüht sich nur um den Zusammenhalt der Katholiken jüdischer Abstammung, zugleich mit der Durchset-

zung ihrer Anerkennung als Angehörige des jüdischen Volkes im Judenstaat.

Natürlich sind nicht alle Christen in Israel Helden und Kämpfer, die sich den im Alltag auftauchenden und nicht immer ganz leicht zu überwindenden Hindernissen stellen. So sind im Laufe der 16 Jahre, die Israel jetzt besteht, manche Mischehefamilien mit christlichen Partnern, die für sich und ihre Nachkommen das Leben in einem christlichen Lande vorziehen zu sollen glaubten, wieder ausgewandert. Durch die National Catholic Welfare Conference in den Vereinigten Staaten ist 230 polnischen, 86 ungarischen und 32 rumänischen, jugoslawischen und österreichischen Familien die Ausreisemöglichkeit nach Übersee vermittelt worden, weil sie sich in Israel nicht akklimatisieren konnten. Andere wieder konnten und können es.

Die Christen in Israel vermehren sich, was den arabischen Bevölkerungsteil betrifft, z. T. noch weit stärker als die Juden. Die ungefähre Zahl der gegenwärtigen christlichen Bevölkerung in Israel beträgt 52 000, rund 20 000 griechische Katholiken, 10 000 römische Katholiken, 18 000 Orthodoxe, der Rest Maroniten, Armenier, verschiedene protestantische Denominationen und andere. Im Jahre 1963 gab es unter diesen 434 Eheschließungen: 179 griechisch-katholische, 77 römisch-katholische, 133 orthodoxe, 24 maronitische, 7 armenische und 14 unter den protestantischen Konfessionen. Dr. Colbi ist der Meinung, daß es für die Christen in Israel immer weniger Probleme gibt: denn der Zelotismus der extremen jüdisch-orthodoxen Kreise richtet sich mit nicht geringerer Schärfe auch gegen die überwältigende Mehrheit der Juden im Lande, die sich für ein demokratisches und tolerantes Zusammenleben mit allen ihren Mitbürgern, welcher Religion und Weltanschauung immer, entschieden haben. *Dr. Franz Glaser*

Bücher

Pastoralpsychologie

Godin A., SJ: La relation humaine dans le dialogue pastoral. Bibliothèque d'études psycho-religieuses. Ed. Desclée de Brouwer, Bruges 1963.

Hostie R., SJ: L'entretien pastoral. Bibliothèque d'études psycho-religieuses. Ed. Desclée de Brouwer, Bruges 1963.

Die Priester, denen die Betreuung der Seelen obliegt, betonen mit Recht nachdrücklich, daß das Hirtenamt in erster Linie eine theologische Realität ist. Und zweifellos ist es auch durchaus berechtigt, daß man mehr und mehr den übernatürlichen Charakter des Apostolats hervorhebt.

Viele Priester würden jedoch, wenn sie alle Möglichkeiten ihres Einsatzes ausschöpfen und ihrer Aufgabe voll und ganz gerecht würden, unweigerlich auf die psychologische Problematik des Apostolats stoßen und sich über die integrale Einheit des Menschen Rechenschaft ablegen müssen, mit dem sie sich um seines Heiles willen zu befassen haben.

Alles Forschen auf diesem Gebiet, sowohl das des Theologen wie auch das des Psychologen, hat sich mit ein und derselben Realität, mit der gleichen Welt und mit dem gleichen Menschen zu befassen. Übrigens ist man, auch wenn man zwischen den verschiedenen Gesichtspunkten unterscheidet, nicht gezwungen, sie voneinander zu trennen, das heißt auseinanderzureißen. Mit diesem Problem befassen sich die beiden bekannten und hervorragenden Wissenschaftler *A. Godin* und *R. Hostie* in ihren oben angezeigten Werken zur Pastoralpsychologie.

Die Autoren gehen von der Praxis und Erfahrung des Hirtenamtes aus. Sie zeigen, daß sich das apostolische Leben des Priesters zum großen Teil in einer bestimmten Kette oder Reihe von Betätigungen realisiert wie Katechese, Predigt, Seelenführung, Teilnahme an Versammlungen von recht verschiedenartigen Gruppen. Es handelt sich hierbei um ein Wirken, dessen gemeinsames Merkmal ist, daß es sich auf der Ebene der menschlichen Beziehungen vollzieht, der Beziehungen von Mensch zu Mensch, vom einzelnen Menschen zum einzelnen Menschen oder zu einer Gruppe oder gar Masse.

Beide Werke stützen sich auf die tiefeschürfenden Stellungnahmen von Pius XII. – der für immer der große Papst des Hirtenamtes bleiben wird – und geben eine tiefe Analyse der psychologischen Funktionen des pastoralen Zwiegesprächs. So führen sie den Seelsorger lebendig ein in das große Mysterium der Person und der modernen Gesellschaft.

Der Priester kann viel Gutes wirken, wenn er wirklich im Bilde ist über die Mentalitäten, die Denkweisen und geistigen Einstellungen, mit denen er sich in der Welt auseinandersetzen hat. Andererseits kann er aber auch viel Unheil anrichten, wenn er die elementarsten Tatsachen über die verschiedenen Temperamente, die verschiedenen Charaktere und das Gefühlsleben im allgemeinen und besonderen nicht kennt.

P. Godin befaßt sich darüberhinaus mit einer Reihe von Sonderfällen, mit den Problemen, vor die Kranke und Gemüts- oder Geisteskranke den Priester stellen. Hier ist die echte Begegnung, das echte Zwiegespräch natürlich besonders schwierig. Und da die Zahl der Neurotiker in der Herze der heutigen Welt, in der nur noch wenig Raum für die Besinnung bleibt, ständig wächst, ist ein grundlegendes Wissen über die hier gestellten Aufgaben und ihre Problematik unentbehrlich.

Beide Werke haben das gleiche Ziel: sie wollen dem Klerus wissenschaftliche psychologische Kenntnisse vermitteln, Kenntnisse, die kein unnützer toter Ballast sind, die er vielmehr in seinem Apostolat unmittelbar ausmünzen kann. Da beide Autoren erfahrene Lehrer sind, ist es ihnen gelungen, klar und präzise zu sein, ohne mehr zu sagen als unbedingt gesagt werden muß. Der Seelsorger erfährt, was er wissen muß und verwerten kann, wird jedoch in keiner Weise unnützlich belastet. *F. X. v. Hornstein*

Eingesandte Bücher

Adolph, Walter: Verfälschte Geschichte. Antwort an Rudolf Hochhuth. Zürich, Christiana-Verlag, 1963, 2. Auflage, 112 S., brosch., Glanzfolienumschlag, Fr. 5.45.

Aeby, Gervais: In der Schule des heiligen Franz. Drittordens-Kommisariat, Schwyz, 1962. 208 S., brosch., Fr. 4.—.

Alcalá, Manuel, SJ: La Ética de Situación y Th. Steimbüchel. Consejo superior de Investigaciones científicas. Instituto «Luis Vives» de Filosofía, Nr. 7. Barcelona, Graficas Marina 1963, brosch. 226 S.

Allues des, Elisabeth: Das Buch von Toumliline. (Benediktiner im Herzen des Islam). Wien, Heroldverlag, 1963, 208 S., 21 Bilder, Pappband mit Glanzfolie, 98 S., Fr. 17.80.

Amery, Carl: Die Kapitulation oder Deutscher Katholizismus heute. Reinbek b. Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag, rororo 589, 1963, 127 S.

Anciaux, Paul: L'Episcopat dans l'Eglise. Réflexions sur le Ministère sacerdotal. Collection: Présence Chrétienne. Bruges, Desclée de Brouwer, 1963, 112 S., brosch., FB 69.

Aquin, Thomas: Compendium Theologiae. Ein Grundriß der Glaubenslehre. Deutsch-Lateinisch. Bearbeiter H. L. Fähr. F. H. Kerle Verlag, Heidelberg, 1962. 598 S., Ln. DM 25.80.

Arbeitsgemeinschaft für kath. Schulfragen: Erziehungs- und Schulfragen in unserer Zeit. Dokumentation zum Bettagsmandat der Schweiz. Bischöfe 1963. Zug, Lehrerseminar St. Michael, Doppelsonderheft der «Schweizer Schule», 80 S.

Arbeitsheft zum Deutschschweizerischen evangelischen Kirchentag: Hoffnung für unsere Zukunft. Basilea Verlag, Basel, 1962. 80 S., brosch. Fr. 2.—.

Aubin, Paul, SJ: Le Problème de la «Conversion». Théologie historique 1. Paris, Beauchesne et ses fils, 1963. 236 S., 20.— NF.

Augustinus, Aurelius: Musik. De Musica libri sex. Deutsch von Perl, Carl Johann. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1962, 3. Aufl., 304 S., Ln.: DM 20.—, brosch: 17.—.

Augustinus, Aurelius: Das Handbüchlein. De Fide, Spe et Charitate. Uebersetzt und erläutert von Paul Simon. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1962, 2. Aufl., 136 S., brosch.: DM 5.80, geb.: DM 7.80.

Aumônerie militaire française: Numéro spécial de la Revue «Croix de Guerre» Paris, Information et Propagande françaises, 1960.

von Balthasar, Hans Urs: Die großen Ordensregeln. Menschen in der Kirche. Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1962. 412 S., Leinen, geb. Fr. 16.80.

von Balthasar, Hans Urs: Kosmische Liturgie. Das Weltbild Maxismus' des Bekenners. Johannes-Verlag, Einsiedeln, 1961. 2. Aufl., 691 Seiten, Leinen.

von Balthasar, Hans Urs: Das Ganze im Fragment. Einsiedeln, Benziger-Verlag, 1963, 360 S., Ln., Fr. 26.80.

Bars, Henry: Introduction à la Foi (Collection Beauchesne, Bd. 1). Paris, Beauchesne, 1963, 200 S., brosch., Fr. 9.—.

Barth, Karl: Der Römer Brief. Zürich, EVZ-Verlag, 1963, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage von 1919, Ln., 440 S., Fr. 34.—.

Barth, Karl: Einführung in die evangelische Theologie. EVZ-Verlag, Zürich, 1962. 200 S., Leinen Fr. 12.80.

Barzel, Rainer: Mater et Magistra und praktische Politik. Verlag A. Fromm, Osnabrück, 1962. 118 S., Band 23 Fromms Taschenbücher, DM 3.80.

Baum, Gregory: Die Juden und das Evangelium. Uebersetzt aus dem Englischen von Elisabeth Strakosch. Einsiedeln, Benziger-Verlag, 1963, 382 S., Ln., Fr. 19.80.

Bea, Augustinus, Kardinal: Akademische Forschungs- und Lehrtätigkeit im Dienste der Einheit der Christen. Universitätsverlag, Freiburg, Schweiz. 30 S., brosch. Fr. 3.—.

Beauvoir De, Simone: Soll man De Sade verbrennen. Drei Essays zur Moral des Existentialismus. München, Szczesny-Verlag, 1964, 300 S. Ln.

Beckel, Albrecht: Christliche Staatslehre. Dokumente. Fromms Taschenband Nr. 12. Verlag A. Fromm, Osnabrück, 1962, 131 S., brosch. DM 3.80.

Becquet, Thomas und Pereira Alfonso: Messbuch für junge Christen. Bonifacius-Druckerei, Paderborn, 1961, 224 S., Plastikeinband, Fr. 9.40.

Bellet, Maurice: Vocation et Liberté. Bruges, Desclée de Brouwer, 1963, 240 S., brosch., 120 F. B.

Bergh, E., Beyer, J., Perrin, J.M. etc., etc.: Etudes sur les Instituts séculiers. Bruges, Desclée de Brouwer, 1963, 352 S. brosch., FB 195.

Bergh van, Hendrik: Genosse Feind. Unveröffentlichte Dokumente über die Rote Armee. Berto-Verlag, Bonn, 1962. 156 S., brosch.

Bertel, Michael: Wir zeichnen den Katechismus. Innsbruck, Tyrolia-Verlag, 1963, 124 S., kart. Fr. 9.80.

Besnard, A. M.: Die christliche Wallfahrt. Aus dem Französischen übersetzt von Willi Neubert. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, 1962. 92 S., kart. DM 4.50.

Beyers, Jean, SJ: Die kirchlichen Urkunden für die Weltgemeinschaften. (Der neue Weg 1). Einsiedeln, Johannes-Verlag, 1963, 123 S.

Bible et vie chrétienne. Nr. 55 janvier/février 1964. Les Paroles de Dieu. Bruges, Desclée de Brouwer, 1964, 96 S., 40 F.

Bibliothèque de Spiritualité, 1: Histoire spirituelle de la France. Paris, Beauchesne, 1964, 398 S., Ln. 24 F.

Bibliothèque de Spiritualité, 2: Vivre le bon plaisir de Dieu. Paris, Beauchesne, 1964, 344 S., Ln. Fr. 18.90.

**Diese und die nächste Nummer sind Doppelnummern:
Nr. 14/15 erscheint am 31. Juli, Nr. 16 am 31. August,
Nr. 17 am 15. September.**

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. — Belgien-Luxemburg: bFr. 190/100.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C.C.P. No 218505. — Deutschland: DM 15.—/8.—. Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. — Dänemark: Kr. 25.—/13.—. Einzahlungen an P. J. Ståubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Fr. 17.—/9.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris. C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. — Italien-Vatikan: Lire 2200.—/1200.— Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13. Roma. — Österreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.—/50.—. USA: jährlich \$ 4.—.

Das längst erwartete wichtige Taschenbuch für jeden Christen:

Gottesdienst am Sonntag

Verzeichnis der Gottesdienst-Gelegenheiten am Sonntag (im Sommer und im Winter) in katholischen Kirchen, Kapellen und andern Gottesdienststationen der Schweiz und des Fürstentums Liechtenstein. Mit vollständigem Messtext und andern Gebeten. Ausgabe 1964/65. 416 Seiten, Format 87 × 120 mm. Preis Fr. 3.80.

Nach längerer Unterbrechung gibt der *Walter-Verlag* mit Empfehlung des Schweiz. Kath. Volksvereins und des Hochw. Bischofs Franziskus von Streng, dieses praktische Taschenbuch in wesentlich verbesserter Form wieder heraus. Er entsprach damit dem dringlichen Wunsche vieler Pfarrämter, Organisationen und Gläubigen.

Diese praktische *Neuausgabe* dient dem um die Erfüllung der Sonntagsheiligung besorgten reiseliebenden katholischen Volk. Dank des handlichen Formats und des biegsamen Einbands findet sie — beim heutigen Aufschwung des Tourismus — noch in der kleinsten Tasche Platz und wird auf Fahrten und Reisen willkommen sein.

Vor dem eigentlichen Verzeichnis findet der Gläubige einen vollständigen Messtext, der ihm die Möglichkeit gibt, beim Gottesdienst den heiligen Handlungen zu folgen und bei Gemeinschaftsmessen mitzubeten. Das Reisegebet der Kirche, Gebete zur hl. Beicht und hl. Kommunion, geistliche Hilfe bei Unglücksfällen sowie andere praktische Hinweise vervollständigen die wertvolle Publikation, die einem allgemeinen Bedürfnis entspricht.

Alle Gottesdienststationen, wie sie von den zuständigen Ortspfarrämtern bekannt gegeben wurden, sind in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt.

Dieses neue praktische Bändchen ist ein unentbehrlicher Reisebegleiter für Autofahrer, Bahnbenutzer, Touristen, Bergsteiger, wie auch für Familien, Vereine, Reisebüros usw., und wird den Wünschen vieler entgegenkommen.

hp